

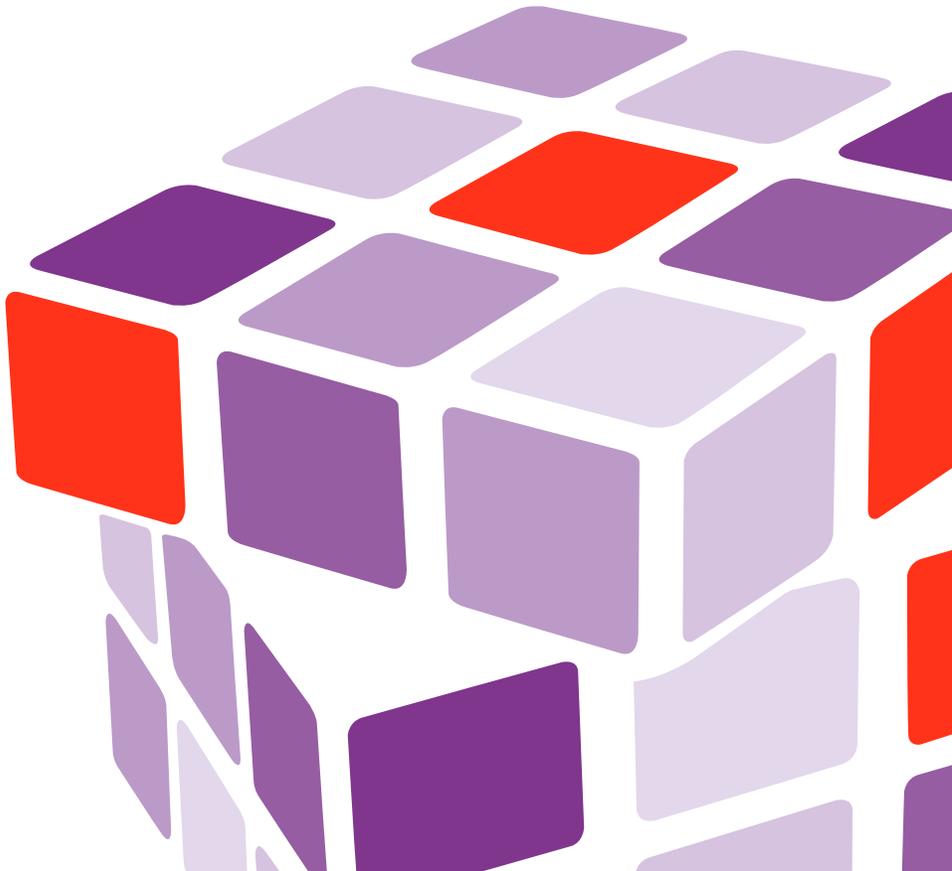
**ANALYSEN**

**ROSA LUXEMBURG STIFTUNG**

**KULTUR UND MEDIEN**

# **DIGITALE SOLIDARITÄT**

FELIX STALDER



## **INHALT**

|  |           |
|--|-----------|
| <b>Danksagung</b>                          | <b>2</b>  |
| <b>Einleitung</b>                          | <b>3</b>  |
| <b>Strukturelle Transformationen</b>       | <b>8</b>  |
| <b>Das Gesellschaftslabor</b>              | <b>17</b> |
| <b>Verschiedene Formen der Solidarität</b> | <b>19</b> |
| Commons                                    | 20        |
| Versammlungen                              | 23        |
| Schwärme                                   | 26        |
| Schwache Netzwerke                         | 28        |
| <b>Eine Kultur der Solidarität</b>         | <b>33</b> |
| <b>Und was ergibt sich daraus?</b>         | <b>37</b> |

Der Text ist 2013 ursprünglich auf Englisch unter dem Titel «Digital Solidarity» erschienen, in der Reihe PML Books Series, einem Kooperationsprojekt des Londoner Verlags Mute Books und dem an der Lüneburger Leuphana Universität angesiedelten Post-Media Lab.

## DANKSAGUNG

Alles, was ich denke und schreibe, ist durch den Austausch mit unzähligen Menschen über Texte, Diskussionen, Filme und Events beeinflusst, also dadurch, dass ich wie wir alle in einer hyperkonnektiven Kultur lebe. Häufig beruhen Einsichten, die sich als wichtig herausstellen, auf zufälligen Begegnungen, an die man sich später nicht mehr genau erinnern kann. Ideen und Gedanken fließen innerhalb von Netzwerken und über diese hinaus, angetrieben von dem menschlichen Bedürfnis, sich diese anzueignen und sie weiter zu verbreiten. Dass ich für diesen Text die Autorenschaft beanspruche, soll diesen Prozess nicht unterbrechen, sondern ihn beschleunigen; indem ich die Verantwortung für die hier formulierten Argumente übernehme und den Text in seiner momentanen Form auffindbar mache und für, wie ich hoffe, zukünftige Überarbeitungen durch mich und andere zur Verfügung stelle.

Das Rauschen des Diskurses ist jedoch nicht alles. Einige Personen und Zusammenhänge sind für diese Arbeit besonders wichtig gewesen. Hierzu zählt nettime, die für mich nach annähernd zwei Jahrzehnten immer noch eine der inspirierendsten Gruppen ist, bemüht darum, unsere gegenwärtigen technisch-kulturellen Bedingungen von innen heraus und in Echtzeit zu erfassen, und dies auf höchstem Niveau und außerhalb des regulären Universitätsbetriebs. Mit vielen

nettime-Mitgliedern bin ich mittlerweile befreundet. Dazu gehört auch das relativ lose organisierte Forschungsprojekt Techno Politics, zu dem ich zwar nur wenig beitrage, aber aus dem ich viel herausziehe. Dann gibt es noch die sich ausbreitende Bewegung für freie Kultur, die mich während der letzten zehn Jahre inspiriert und auf produktive Weise immer wieder provoziert hat. Nennen möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich das innerhalb dieses Netzwerks besonders aktive Free Culture Forum in Barcelona. Gleiches gilt für die Commons-Bewegung und eine ihrer aktivsten Gruppen, die P2P Foundation. Aber die Welt besteht nicht nur aus dezentralen Netzwerken. Wichtig für meine Erdung sind das World-Information Institute, sozusagen meine Basis in Wien, und meine StudentInnen an der Züricher Hochschule der Künste, die mir helfen, die Dinge zu begreifen, die für sie selbstverständlich sind. Diese Publikation ist in Kooperation mit der Zeitschrift *Mute* und dem Post-Media Lab an der Leuphana Universität entstanden und beweist, dass langfristige, unabhängige Kooperationen und institutionalisierte Arbeit sich gegenseitig befruchten können. Jenseits von Solidarität gibt es Liebe, und ohne sie ist nichts von Bedeutung. Ich bin all denjenigen unendlich dankbar, die Liebe in mein Leben bringen und es mir ermöglichen, Liebe in ihr Leben zu bringen.

Am 20. Oktober 2012, und damit exakt vier Jahre nach dem Zusammenbruch des isländischen Bankensystems, stimmten rund 66 Prozent der Wahlberechtigten in Island dem neuen Entwurf für die Verfassung zu. Was als spontaner Volksaufstand begonnen hatte, fand hier seinen krönenden Höhepunkt. Die sogenannte Kochtopfrevolution – bei den spontanen Protesten vor dem Parlament hatten die Menschen mit dem Einschlagen auf Töpfe und Pfannen ihren Unmut zum Ausdruck gebracht – richtete sich gegen die Rettung der Banken mithilfe öffentlicher Gelder und gegen die Umsetzung strikter Sparmaßnahmen. Darüber hinaus jagten die Menschen die Regierung aus dem Amt und erzwangen die Einleitung umfassender Reformen, die Korruption und persönliche Bereicherung auf Dauer verhindern sollten und deren zentrales Element eine neue Verfassung war.

Der Entwurf dieser neuen Verfassung war von zahlreichen Kontroversen begleitet.<sup>1</sup> Die konservativen Parteien, die den Kreislauf aus Konjunktur und Krise durch ihre Politik der Deregulierung, Privatisierung und Korruption ermöglicht hatten, argumentierten – rein formal völlig zu Recht –, dass nur das Parlament befugt sei, eine neue Verfassung zu entwerfen. Diese Aufgabe übernahm allerdings ein neu gebildeter und aus 25 gewählten Personen bestehender «Verfassungsrat». Die Mitglieder des Rats traten als BürgerInnen und Individuen auf, also weder als VertreterInnen einer bestimmten Partei noch einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe.<sup>2</sup> Der Verfassungsrat entschied sich für eine breite Einbeziehung und Beteiligung der Bevölkerung und

setzte hierfür auf die sozialen Medien und eine eigens zu diesem Zweck organisierte Internetpräsenz. Auf diese Weise konnten die BürgerInnen Islands Änderungswünsche und Kommentare zu den vorgeschlagenen neuen Verfassungsartikeln anbringen, was sie im größeren Umfang auch taten. Der Widerstand der konservativen Opposition gegen diesen Prozess basierte nicht allein auf rechtlichen Bedenken. Er war auch inhaltlich motiviert, enthielt die neue Verfassung doch eine klare Absage an die neoliberalen Prinzipien, die das Fundament der Politik der früheren Regierungsparteien gebildet hatten. Das zentrale Anliegen war, für mehr Transparenz, klarere Verantwortlichkeiten und eine veränderte Machtverteilung zu sorgen. Dies kommt bereits in der Präambel der Verfassung zum Ausdruck:

«Wir, die Bewohner Islands, wünschen uns eine faire Gesellschaft, in der alle gleich sind. Die Unterschiede in unserer Herkunft bereichern uns alle als Ganzes, und gemeinsam haben wir die Verantwortung für das Erbe der Generationen, des Landes und der Geschichte, die Natur, die Sprache und die Kultur. [...] Die Regierung arbeitet für das Wohlergehen der Einwohner des Landes, fördert ihre Kultur und respektiert die Vielfalt des Lebens, der Menschen, des Landes und der natürlichen Grundlagen des Lebens.»<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Dessi, Giulia: The Icelandic constitutional experiment, 23.10.2012, unter: [www.opendemocracy.net/giulia-dessi/icelandic-constitutional-experiment](http://www.opendemocracy.net/giulia-dessi/icelandic-constitutional-experiment). <sup>2</sup> Vgl. Thorleifsdottir, Thorhildur: From the people to the people, a new constitution, 13.11.2012, unter: [www.opendemocracy.net/thorhildur-thorleifsdottir/from-people-to-people-new-constitution](http://www.opendemocracy.net/thorhildur-thorleifsdottir/from-people-to-people-new-constitution). <sup>3</sup> Internetseite des Verfassungsrates unter: [www.stjornlagathing.is/english](http://www.stjornlagathing.is/english).

Dass Island sich überhaupt eine neue Verfassung geben konnte, unterstreicht die einzigartige Position des Landes als noch relativ souveräner Staat außerhalb der Europäischen Union. Es verfügt über eine lange Geschichte der Eigenständigkeit und nimmt im globalen Wirtschaftssystem eine relativ marginale Stellung ein. So konnten sich die Menschen in Island – im Gegensatz zu denen von der Krise ähnlich hart getroffenen EU-Mitgliedstaaten Irland und Litauen – die Freiheit nehmen, nach dem Finanzcrash einen eigenen Kurs festzulegen. Allerdings ist die Verfassung auch nach zwei Jahren noch immer nicht vom Parlament verabschiedet worden, und die wiedergewählte konservative Regierung macht derzeit keinerlei Anstalten, sie zur Ratifizierung vorzulegen. Damit liegt der Entwurf derzeit auf Eis.<sup>4</sup>

Geschrieben wurde die Verfassung außerhalb der Strukturen der etablierten Institutionen, was für eine bis dato nicht gekannte Offenheit des gesamten Entwicklungsprozesses sorgte. Auf diese Weise konnten sich einzelne BürgerInnen und nicht nur wie sonst politische RepräsentantInnen auf breiter Basis an der Abfassung des Entwurfs beteiligen. Der Text verbindet die Anerkennung von Diversität mit der Forderung nach Gleichberechtigung, bestätigt die Regierung als kollektiven Ausdruck des Volkswillens und plädiert für eine gemeinsame Verantwortung für die natürlichen und kulturellen Ressourcen des Landes. Inhaltlich spiegelt die Verfassung das Aufkommen einer neuen Subjektivität (durch die dieser Entwurf überhaupt erst möglich wurde) sowie ein neues Solidaritätsgefühl wider, das sich nicht auf Island oder Europa beschränkt, sondern sich mittlerweile überall auf der Welt auf verschie-

denste Weise Bahn bricht. In gewisser Hinsicht ist Lateinamerika hier weiter als Europa. So wurden beispielsweise in Venezuela in über 30.000 Bürgerräten neue Formen der Beteiligung der Bevölkerung umgesetzt, und in Bolivien entstehen durch die Wiederbelebung und Aktualisierung indigener Traditionen der Gemeindeselbstverwaltung ebenfalls wichtige neue Ansätze. Ecuador hat sich vorgenommen, eine «Free/Libre Open Knowledge Society» (FLOK) zu werden.<sup>5</sup> All diese Entwicklungen deuten darauf hin, dass wir 50 Jahre nachdem Marshall McLuhan den Begriff der Gutenberg-Galaxis prägte, dieses Universum nun tatsächlich verlassen.<sup>6</sup> Die Gutenberg-Galaxis bezeichnet eine von einer bestimmten Subjektivität dominierte historische Konstellation, die aus einer sehr spezifischen, aber dennoch allgegenwärtigen Erfahrung erwuchs: dem Lesen von Druckerzeugnissen, allein und im Stillen. Das Lesen sollte das Individuum dazu befähigen, den Sinn der Welt und seine Position darin durch das Verfolgen einer regelmäßigen, visuell erfassbaren Reihe abstrakter Symbole zu verstehen und die erworbenen Informationen durch einen individuellen Denkkakt zu bewerten. Eine solche Subjektivität oder «Sinnesorganisation» (*sense ratio*), wie McLuhan sie nannte, war einerseits stark auf Linearität und Regelmäßigkeit und andererseits auf Individualismus ausgerichtet.<sup>7</sup> Die

<sup>4</sup> Vgl. Gylfason, Thorvaldur: Democracy on ice: a post-mortem of the Icelandic constitution, 19.6.2013, unter: [www.opendemocracy.net/thorvaldur-gylfason/democracy-on-ice-post-mortem-of-icelandic-constitution](http://www.opendemocracy.net/thorvaldur-gylfason/democracy-on-ice-post-mortem-of-icelandic-constitution). <sup>5</sup> Vgl. [http://p2pfoundation.net/FLOK\\_Society\\_Project](http://p2pfoundation.net/FLOK_Society_Project). <sup>6</sup> Vgl. McLuhan, Marshall: Die Gutenberg-Galaxis: Die Entstehung des typographischen Menschen, Hamburg 2011. <sup>7</sup> Er schrieb: «Die Auswirkungen der Technik zeigen sich nicht in Meinungen und Vorstellungen, sondern sie verlagern das Schwerkraft in unserer Sinnesorganisation oder die Gesetzmäßigkeiten unserer Wahrnehmung ständig und widerstandlos» (McLuhan, Marshall: Die magischen Kanäle. Understanding Media, Düsseldorf u. a. 1992, S. 30).

erste Fixierung führte zu einer Konzeptualisierung von Raum als «gleichmäßig und fortwährend» und von Zeit als in die Zukunft weisender Pfeil sowie zur Aufspaltung des gesellschaftlichen Lebens in sauber getrennte Bereiche (öffentlich vs. privat, Arbeit vs. Freizeit). Die zweite Fixierung drückte sich zum Beispiel im «konkurrenzbetonten Individualismus» und in der Ästhetik einer Zentralperspektive aus, die die individuelle visuelle Erfahrung repräsentierte. Wie McLuhan betonte, «ist die dreidimensionale Perspektive konventionell erworben und somit weit davon entfernt, eine «natürliche» menschliche Form des Sehens zu sein. Sie ist genauso angeeignet wie die Fähigkeit, die Buchstaben des Alphabets zu erkennen oder einer chronologischen Erzählung zu folgen.»<sup>8</sup> Eine Vielzahl verschiedener politischer Projekte beruhte nach McLuhan auf dieser speziellen Konstellation. Sowohl der industrielle Kapitalismus als auch der sowjetische Kommunismus waren in diesem Sinne Teile der Gutenberg-Galaxis. Tatsächlich hatten sie ja auch vieles gemeinsam. Beispielsweise beruhten beide Systeme auf einer auf das Fließband ausgerichteten Organisation der Arbeit sowie auf einem geschlossenen umfassenden sozialen und kulturellen Apparat, der für den Fortbestand dieser Art von Organisation vonnöten war.<sup>9</sup> Ich erwähne dies hier, weil ich damit langfristige historische Konstellationen ins Blickfeld rücken möchte, in deren Rahmen eine gewisse Art von Subjektivität mit bestimmten kulturellen, sozialen und politischen Projekten und Institutionen verwoben ist. Zwar ist die tatsächliche Beziehung zwischen beiden höchst strittig, und McLuhan wurde zu Recht für seine fast in technologischem Determinismus mündende Vereinfachung

kritisiert, zumindest wenn er zu eng am Text gelesen und mit zu wenig Kreativität rezipiert wurde.<sup>10</sup>

Heute befindet sich die Welt in einer Phase des Übergangs hin zu einer neuen Konstellation, einer neuen Galaxis. Und die vielfältigen neuen Ausdrucksformen von Solidarität, wie etwa im Fall der neuen isländischen Verfassung, sind vielleicht deren hoffnungsvollster Vektor. Es gibt jedoch zahlreiche weitere, weniger positive Dynamiken, die diesen Wandel antreiben. Einige davon bringen rasante Veränderungen hervor, darunter die zerstörerischen Effekte einer allumfassenden Kommodifizierung und Finanzialisierung, andere wirken langsamer, dafür aber langfristiger, wie die geopolitische Neuordnung, die Erschöpfung der natürlichen Ressourcen und der Klimawandel. Jedes einzelne dieser Probleme bringt komplexe Konsequenzen mit sich, und allgemein betrachtet besteht wenig Grund für Hoffnung. So ist es schwer vorstellbar, dass der Klimawandel auch positive Aspekte haben könnte, trotz der etwas wahnsinnigen «Hoffnung» auf eine Öffnung der Nordwestpassage für die Schifffahrt oder auf einen leichteren Zugang zu Ressourcen durch ein Abtauen der Arktis. Die geopolitische Neuordnung wird die Entwicklung eines tragfähigen Rahmens für die internationale Zusammenarbeit in der nahen Zukunft vermutlich noch schwieriger ge-

<sup>8</sup> Ebd., S. 28. <sup>9</sup> Manuel Castells argumentiert, allein der Kapitalismus habe den «Industrialismus» überwunden und sei in das neue informationsbasierte Paradigma, von ihm als «Informationalismus» bezeichnet, übergewechselt. Dem Sowjetsozialismus hingegen sei dies nicht gelungen, weshalb er zum Stillstand gekommen und schließlich zusammengebrochen sei, unfähig sich zu transformieren. Mit der Terminologie von McLuhan gesprochen könnte man sagen, dem Kapitalismus sei im Gegensatz zum Sowjetsozialismus das Verlassen der Gutenberg-Galaxis gelungen. Vgl. Castells, Manuel: Jahrtausendwende. Das Informationszeitalter, Bd. 3, Opladen 2013. <sup>10</sup> Vgl. Mullen, Megan: Coming to Terms with the Future He Foresaw: Marshall McLuhan's Understanding Media, in: Technology and Culture, Bd. 47, 2/2006, S. 373–380.

stalten. Schließlich macht auch das Zusammenspiel all dieser Faktoren die Lage nicht gerade einfacher. Momentan ist der sichtbarste Effekt die tiefe und doch ungleich ausgeprägte Krise vieler politischer und wirtschaftlicher Systeme. Diese Krise betrifft sowohl die Fähigkeit zur Lösung drängender Probleme als auch die Legitimität von Regierungen und ihrem Anspruch, ihre BürgerInnen tatsächlich zu repräsentieren. Aus dem einfachen Grund heraus, dass mein Wissen beschränkt ist, konzentriere ich mich im Folgenden auf die westliche Welt, in der die Krise insbesondere auch eine kulturelle ist, weil die Länder des Westens traditionell immer im Zentrum der Gutenberg-Galaxis standen. Der Versuch, sich der Welt da draußen anzupassen, stellt sie vor die Herausforderung einer besonders steilen Lernkurve. Zusätzlich zu diesen komplexen, sich überlappenden Dynamiken haben wir es mit einer Entwicklung zu tun, die viel direkter mit den Medien verbunden ist. Bei den am weitesten fortgeschrittenen technologischen, wissenschaftlichen und kulturellen Prozessen lässt sich eine zunehmende Spannung zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und dem privaten Charakter der Aneignung der Profite beobachten. Produktionsprozesse finden vermehrt nicht mehr innerhalb der traditionellen ökonomischen Strukturen, also zum Beispiel in privaten Unternehmen, statt, sondern überall in der Gesellschaft, wo sie eingebettet und Teil sind von komplexen Verbindungen zwischen Individuen, lose miteinander verknüpften Gruppierungen, gut organisierten Netzwerken von Freiwilligen, Stiftungen, Unternehmen, Konzernen und öffentlichen Institutionen. Mit anderen Worten: Es kommt zu einer zunehmenden Trennung zwischen

den Stätten der Produktion (z. B. den erwähnten heterogenen Netzwerken) und den Orten bzw. Akteuren der Profitaneignung (z. B. Privatunternehmen). Die Märkte werden immer globaler, doch in der Folge auch fragmentierter und molekularer. Nach Karl Marx ließe sich diese Entwicklung als die Zuspitzung des Widerspruchs zwischen den Produktivkräften (d.h. den zum Einsatz gelangten Innovationen und dem technologischen Fortschritt) und den Produktionsverhältnissen (d.h. den Wirtschaftsinstitutionen, die diese Kräfte organisieren) interpretieren. Er beschrieb es folgendermaßen:

«Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein.»<sup>11</sup>

Die Schwierigkeit liegt natürlich in der Einschätzung, wann diese «gewisse Stufe» im Verlauf der Geschichte erreicht ist. Es wurden erhebliche theoretische Anstrengungen unternommen, um die «langen Wellen des technologischen Wandels» beziehungsweise die Transformation bedeutender «technologisch-ökonomischer Paradigmen» zu identifizieren und zu erfassen.<sup>12</sup> Nun hat der

<sup>11</sup> Marx, Karl: Zur Kritik der Politischen Ökonomie (erstes Kapitel, Vorwort), Berlin 1859, unter: <http://www.mlwerke.de>. <sup>12</sup> Das erste Konzept stammt von Christopher Freeman und Luc Soete. Vgl. Freeman, Christopher/Soete, Luc: The Economics of Industrial Innovation, 3. Aufl., Cambridge 1997. Das zweite Konzept ist von Carlota Perez. Vgl. Perez, Carlota: Structural Change and Assimilation of New Technologies in the Economic and Social Systems, in: Futures 15/4, Oktober 1984, unter: [www.carlotaperez.org](http://www.carlotaperez.org).

Kulturkritiker Brian Holmes diese Versuche in eine Theorie der drei Krisen (1930, 1970 und heute) überführt.<sup>13</sup> Aber weiterhin fällt es ungemein schwer, auszumachen, ob dieser Widerspruch weiterhin – wie in normalen Zeiten – kapitalistische Innovationen (im Sinne Joseph Schumpeters) vorantreibt oder ob bereits ein Punkt erreicht ist, an dem sich ein tiefgründiger Wandel, eine strukturelle Krise des Gesamtsystems, abzuzeichnen beginnt. Analysen und Alltagserfahrungen legen nahe, dass dies keine normalen Zeiten sind. Trotzdem bleibt abzuwarten, ob die Krise tatsächlich das gesamte System oder nur einzelne Teile betrifft, die mithilfe einer neuen Produktionsweise reorganisiert werden können, entweder parallel zur kapitalistischen Produktionsweise oder dieser untergeordnet. Dies ist möglich, weil – der Argumentation von David Graeber folgend – kein System, auch nicht der Kapitalismus, allumfassend ist.<sup>14</sup> Es gibt immer Ausschnitte und Schichten von Realität, die anderen Logiken folgen.

Während wir also beim großen Ganzen wie üblich eher im Trüben fischen, lassen sich manche Dinge präziser fassen. Veränderte Subjektivitäten und soziale Strukturen befördern die Entwicklung widersprüchlicher sozialer, kultureller und politischer Realitäten. Einerseits entstehen neue institutionelle und kulturelle Formen, die die angesprochenen komplexen Netzwerke der Interaktion und Produktion unterstützen. Häufig spielt dabei die Idee der Commons (Gemeingüter) eine wichtige Rolle, und die Projekte konzentrieren sich auf die Bedingungen, die notwendig sind, um diese speziellen Ressourcen zu entwickeln und zu schützen. Mit ihrem Verständnis und ihrer Praxis von Solidarität und Demokratie bie-

ten sie die Chance für eine Erneuerung unserer Gesellschaften, sei es über die vielfältigen digitalen Netzwerke, die der Zusammenarbeit und dem Austausch von Informationen dienen, oder über die kollektive Aneignung realer Räume. Andererseits sind die Bemühungen, Informationen und Wissen zu privatisieren, inzwischen derartig vorangeschritten, dass sie nicht nur ihre eigene produktive Grundlage bedrohen (geteiltes Wissen und Kultur, Zugang zu Bildung, Freiheit der Forschung). Zunehmend geraten sie damit auch in einen direkten Konflikt mit den zentralen Prinzipien der liberalen Demokratie wie Meinungsfreiheit, Transparenz der Rechtsetzung, Anspruch auf ein faires Verfahren, Gültigkeit der Unschuldsvermutung oder Schutz der Privatsphäre. Daher ist es unerlässlich, zwischen den strukturellen Transformationen und den sozialen oder politischen Dynamiken, die von diesen Transformationen beeinflusst werden, zu unterscheiden. Denn dieselben strukturellen Veränderungen können – abhängig von den auf sie einwirkenden politischen Dynamiken – zu völlig anderen gesellschaftlichen Realitäten führen. Widersprüche können auf ganz unterschiedliche Weise gelöst beziehungsweise bearbeitet werden: so, dass neue Möglichkeiten und Freiheiten entstehen, oder so, dass Ausschlussmechanismen verstärkt werden. Häufig geschieht beides gleichzeitig, nur sind verschiedene soziale Gruppen davon betroffen. Ein Beispiel dafür sind die fluiden Überwachungstechniken, die überall an Bedeutung gewinnen, die für die einen eine Verbesserung bei der Ver-

<sup>13</sup> Vgl. Brian Holmes' Seminar zum Thema der «drei Krisen», Stichpunkte unter: [http://messhall.org/?page\\_id=1088](http://messhall.org/?page_id=1088). <sup>14</sup> Vgl. Graeber, David: *Schulden*. Die ersten 5000 Jahre, Stuttgart 2012.

sorgung (in Form personalisierter Dienstleistungen) darstellen können und für die anderen eine Versuchung, und die wiederum für andere mehr Kontrolle und Repression bedeuten.<sup>15</sup>

In diesem Text beschäftigte ich mich mit den neuen Formen der Solidarität, die sich in der digitalen Welt entwickelt haben. Bei meiner Bestandsaufnahme habe ich vier Grundtypen identifizieren können: Commons, Versammlungen, Schwärme und schwache Netzwerke, die in einer verwirrenden Vielfalt von Formen und Größen auftreten. Die von ihnen geschaffenen gesellschaftlichen Realitäten ergeben kein einheitliches Bild und sind auch nicht unbedingt immer konfliktfrei. Solidarität kann zu allen Zwecken, guten und schlechten, mobilisiert werden. Aber trotz dieser Unterschiede

gibt es gewisse Elemente einer gemeinsamen Kultur, die sie verbinden. Was die Kultur der digitalen Solidarität ausmacht, ist, dass sie in einer gelebten Praxis des Teilens verankert ist. Die isländische Verfassung, sollte sie jemals verabschiedet werden, wäre eine Verkörperung dieser Art von Kultur. Manuel Castells erinnert uns jedoch daran, dass diese Gemeinsamkeit noch kein Garant für einen durch und durch friedlichen Prozess ist, so wie es der Begriff des «Teilens» vielleicht suggeriert: «Die Kommunikationsprotokolle basieren nicht auf dem Teilen von Kultur, sondern auf der Kultur des Teilens.»<sup>16</sup> Zu Beginn meiner Betrachtungen werde ich zunächst kurz auf die strukturellen Transformationen eingehen, die die neuen Formen der digitalen Solidarität hervorgebracht haben.

## STRUKTURELLE TRANSFORMATIONEN

Wir leben in turbulenten Zeiten, und die Winde, die uns entgegenschlagen, kommen aus allen Richtungen. Wir müssen lernen, diese zu unterscheiden. Es gibt mehrere weitreichende strukturelle Transformationen, die diese Winde antreiben und den gesellschaftlichen Aspekt der Produktion stärken: die Transformation der Arbeitswelt, neue Subjektivitäten und die Verfügbarkeit neuer Infrastrukturen. Die Arbeitswelt unterliegt seit über 30 Jahren einem grundlegenden Wandel. Dieser zeigt sich am deutlichsten in den am weitesten entwickelten Bereichen der Wissensökonomie, er ist aber nicht auf diese beschränkt. Insgesamt ist Arbeit heute sozialer, kommunikativer und komplexer und basiert stärker auf Netzwerken. So-

ziale Kompetenzen wie die Befähigung zu Teamwork, zu Identifikation und Empathie sind viel wichtiger geworden, da ein immer größerer Teil der Arbeitsaufgaben mit Kommunikation und Koordination zu tun hat. Mehr und mehr Zeit ist für den Austausch mit anderen vorgesehen, um zu verstehen, womit sich diese gerade beschäftigen und wie weit diese sind, und dann die Planungen darauf abzustimmen. Je flacher die Hierarchien in einem Team sind, desto expliziter ist die Erfahrung, dass man nicht gegeneinander, geschweige denn ohne die ande-

<sup>15</sup> Lyon, David/Bauman, Zygmunt: Daten, Drohnen, Disziplin: ein Gespräch über flüchtige Überwachung, Berlin 2013. <sup>16</sup> Castells, Manuel: Communication Power, Oxford 2009, S. 126.

ren arbeiten kann.<sup>17</sup> Einzelgängertum ist keine Option mehr, nicht zuletzt, weil die Komplexität der Themen und Aufgaben, mit denen wir konfrontiert sind, kontinuierlich wächst. In der Wissensökonomie beziehungsweise Wissensgesellschaft ist eine der dominanten Erfahrungen der Menschen ihr Nicht-Wissen und die Erkenntnis, Probleme nicht mehr allein lösen zu können. Kein Mensch, nicht einmal der größte Spezialist, kann von sich behaupten, ein Themenfeld vollständig zu überblicken und zu beherrschen, geschweige denn die benachbarten Felder, ohne die das eigene Wissen relativ bedeutungslos bleibt. Diese Komplexität in den einzelnen Feldern und Disziplinen wird noch durch ständige Veränderungen und Weiterentwicklungen verstärkt, sowohl in der Praxis als auch bei der Art und Weise, wie diese Felder in einen größeren Kontext eingebettet sind. Je mehr soziale Prozesse von softwarebasierter Infrastrukturen abhängig sind (oder dafür gesorgt wird, dass es eine solche Abhängigkeit gibt), desto leichter ist es, diese neu zu konfigurieren und zu «verflüssigen».<sup>18</sup> Der Kapitalismus braucht Flexibilität, und die neuen Technologien gewährleisten diese heute in einem bislang unbekanntem Ausmaß. Bei diesem Prozess handelt es sich um eine Entwicklung mit hoher Eigendynamik, bei der eine möglichst weitreichende Flexibilität zum allgemeinen Imperativ wird – im Sinne des berühmten Marx'schen «Zwangsgesetzes der Konkurrenz». Diese spiegelt sich sogar in der physischen Infrastruktur wider, die zunehmend multifunktional wird. Rechenzentren – große Lagerhallen voller Server, die einen Großteil der Rechenkapazität sowohl für das öffentliche Internet als auch für die privaten Firmennetzwerke liefern – sind hier nur die

sichtbarsten Beispiele. Obwohl dies massive bauliche Strukturen sind, die über einen längeren Zeitraum entwickelt wurden und bei deren Ansiedlung die klassischen Anforderungen der Industrie (billige Energie und eine gute Verkehrs- bzw. Datenanbindung) eine wichtige Rolle spielen, sind sie in der Lage, so ziemlich jeden Prozess zu unterstützen, der sich über Software kodieren lässt. Es ist wesentlich einfacher, ein Rechenzentrum umzugestalten, damit es eine neue webbasierte Anwendung unterstützt, mit der ein ganzer Industriezweig umgekrempelt werden kann (z. B. die Distribution von E-Books), als eine neue Fabrik zur Herstellung eines neuen Produkts zu bauen. Rechenzentren bestehen größtenteils aus einer hochgradig standardisierten Struktur, auf der weltweit standardisierte Protokolle laufen. Auf dieser Grundlage lassen sich jedoch auch sehr spezifische maßgeschneiderte Internet-Dienstleistungen entwickeln. Rechenzentren sind Teil einer neuen, über die ganze Welt verteilten standardisierten Infrastruktur, zu der auch riesige Flughäfen und Hafenanlagen gehören, die, obwohl sie selbst nicht besonders flexibel sind, doch Flexibilität ermöglichen.

Demzufolge nimmt der Wert von Wissen und insbesondere von praktisch angewandtem Wissen kontinuierlich ab, womit sich zugleich die Erfahrung des Nicht-Wissens immer weiter ausbreitet. Je stärker die Welt miteinander verbunden ist und je mehr wir den Wert dieser Verbindungen anerkennen, desto klarer

<sup>17</sup> Sind die die Beziehungen zwischen den Personen, die flexibel miteinander arbeiten und sich koordinieren müssen, hierarchisch, tragen dieselben strukturellen Entwicklungen zu einer gesellschaftlichen Realität mit extremer Ausbeutung und Prekarität bei. Vgl. Ross, Andrew: In Search of the Lost Paycheck, in: Scholz, Trebor (Hrsg.): Digital Labor: The Internet as Factory and Playground, New York/London, S. 13–32. <sup>18</sup> Vgl. Bauman, Zygmunt: Flüchtige Moderne, Frankfurt a.M. 2003.

wird auch, dass wir über weniger Wissen verfügen, als wir angenommen haben. Aber diese Erfahrung des Nicht-Wissens ist nicht so schlimm, solange die Möglichkeit besteht, eine Person (oder auch eine Ressource) zu finden, die über die gesuchten Informationen, Fähigkeiten oder das Wissen verfügt, die einem selbst fehlen. Die berühmte Maxime der freien Software-Szene, «alle Bugs sind trivial, wenn man nur genügend Entwickler hat», gibt diese Erfahrung prägnant wider. Für jedes scheinbar unlösbare (technische) Problem gibt es irgendwo eine Person, die dieses besondere Problem ganz einfach lösen kann. Deshalb braucht es eine Infrastruktur, die es möglich macht, diese spezifische Person ausfindig zu machen und mit ihr zusammenzuarbeiten. Je größer der Kreis der potenziellen Kooperationspartner ist, desto leichter ist der Zugang zu den Ressourcen, mit denen das Problem behoben werden kann. Und je mehr die Personen selbst von der Lösung des Problems profitieren können, zu der sie mit ihrer knapp bemessenen Arbeitskraft beitragen sollen, desto wahrscheinlicher ist es, dass überhaupt eine Lösung gefunden wird. Angesichts der immer umfassenderen Probleme, vor denen die Menschheit heute steht, könnte man sagen, dass wir als Individuen an Intelligenz verlieren, weil wir die Komplexität der Welt individuell immer weniger überschauen. Allerdings wächst unsere kollektive Intelligenz, weil wir dabei sind, neue Wege und Methoden zu entwickeln, um auf einer ganz neuen Ebene verschiedenes Teilwissen produktiv miteinander zu verknüpfen.

Die komplexen sozialen, kommunikativen und Netzwerk-Dimensionen dieses Produktionsprozesses verstärken sich

gegenseitig und setzen Dynamiken in Gang, die so stark sind, dass sie bestehende Organisationsgrenzen sprengen und zum Teil der Gesellschaft werden können. Hier kann nun ein freier Austausch stattfinden, ohne Rücksicht auf traditionelle Eigentumsformen und ohne die Bürokratie, die mit der Rückverfolgung und Überwachung sich ändernder Eigentumsverhältnisse verbunden ist. Die Produktion weitet sich von der Wirtschaft im herkömmlichen Sinne auf die ganze Gesellschaft aus. Während die alte öffentliche Sphäre – die Sphäre der demokratischen Debatte – erodiert, entsteht eine neue öffentliche Sphäre – die Sphäre der gesellschaftlichen Produktion.

Die Produktion ist nicht mehr länger nur die Angelegenheit privatwirtschaftlicher (oder öffentlicher) Unternehmen, sie wird auch ein gesellschaftliches Phänomen. Das heißt, an der Produktion sind jetzt immer öfter sehr verschiedene Akteure beteiligt, die jeweils ihre eigenen Ziele, eine eigene Agenda und eigene Interessen verfolgen. Aber sie sind alle durch eine gemeinsame Ressource verbunden, zu der sie einen Beitrag leisten und derer sie sich bedienen können. Dies erweitert enorm den Bereich dessen, was produziert werden kann, weil die Produktion nicht länger auf die Märkte mit ihrer Fixierung auf den Tauschwert ausgerichtet sein muss. Zunehmend kann die Produktion sich am Gebrauchswert orientieren. Menschen produzieren gemeinsam die Dinge, die sie selber schätzen. Gewisse Aspekte der Produktion finden daher außerhalb des Marktes und in kooperativen Zusammenhängen statt, wobei einige Produktionsergebnisse zurück auf den Markt gelangen und Teil von Wettbewerbsbeziehungen wer-

den können. Man könnte sagen: So wie der Markt immer mehr in die Gesellschaft hineinwirkt, so wirkt die Gesellschaft zunehmend auf den Markt ein, wobei sich die Grenzen zwischen den beiden Sphären auf eine immer verworreneren Weise aufzulösen beginnen.

Die Vorstellung, isoliert zu arbeiten, Dinge allein zu bewältigen, erweist sich immer mehr als impraktikabel. Dies geht so weit, dass das Abgekoppeltsein heute als existenzielle Bedrohung wahrgenommen wird. Damit wird das liberale Konzept vom Individuum als Quelle der Freiheit völlig auf den Kopf gestellt. Vieles spricht dafür, dass wir gerade dabei sind, Subjektivitäten neu zu definieren und so zu organisieren, dass mit anderen verbunden zu sein, zur grundlegenden Erfahrung wird und Prozesse der Individuation und Trennung in Bezug zu dieser primären Erfahrung artikuliert werden. Dies unterscheidet sich erheblich von der zuvor vorherrschenden (liberal-bürgerlichen) Konzeption von Subjektivität, deren Ausgangs- und Endpunkt die Privatsphäre ist.

Dies bringt uns zu der zweiten großen strukturellen Verschiebung: der sich verändernden Beziehung zwischen Individualität und Kollektivität. Kurzum: Die Grundlage der Individualität verschiebt sich von der Privatsphäre hin zum Netzwerk. Dabei handelt es sich selbstverständlich um eine spekulative Annahme, aber diese Spekulation wird von vielfältigen empirischen Hinweisen gestützt. Um die Konsequenzen dieser scheinbar unbedeutenden Verschiebung besser zu begreifen, müssen wir in der Geschichte ein wenig zurückgehen. Seit dem 18. Jahrhundert hat der Liberalismus das Individuum ins Zentrum gestellt, und zwar zusammen mit dem Staat, durch

den sich das Individuum erst konstituierte. Während der Schwerpunkt auf der Individualität erhalten blieb, veränderte sich im Laufe der Zeit ihr Charakter und damit auch automatisch das Verhältnis des Individuums zum Staat. Vor diesem Hintergrund ist es kein Zufall, dass die neue isländische Verfassung außerhalb der etablierten Strukturen der liberal-demokratischen Institutionen erarbeitet wurde. Aber konzentrieren wir uns im Folgenden auf die Konstituierung der Individualität an sich. Traditionell (zum Beispiel in der liberalen Variante) war Individualität immer schon eng mit der Vorstellung einer Privatsphäre verknüpft. Es war die Privatsphäre, mit der die Herausbildung und Authentizität des Individuums erst möglich wurde und vor externen Kräften geschützt werden sollte.<sup>19</sup>

Wie Marshall McLuhan vor geraumer Zeit angemerkt hat, reflektiert dies die Art der Auseinandersetzung mit der Welt durch *privates* (stilles) Lesen.<sup>20</sup> Jede moderne Demokratie basiert auf der Idee des privaten Individuums und umgekehrt. Dies zeigt sich beispielhaft an dem Design von Wahlkabinen, wo der Einzelne, getrennt von allen anderen, in völliger Privatheit überlegen und handeln und damit politische Macht delegieren und legitimieren kann. Für dieses politische System ist die Vorstellung einer Privatsphäre von einer so fundamentalen Bedeutung, dass sie hier in ihrer ausgeprägtesten Form, der bedingungslosen Anonymität, auftritt.

Auf der Grundlage dieser Freiheit, ermöglicht durch eine Privatsphäre, konnten Individuen freiwillig und auf gleicher Augenhöhe in Beziehung zueinander treten. Das gesamte Konzept eines Gesell-

<sup>19</sup> Vgl. beispielsweise Rössler, Beate: *Der Wert des Privaten*, Frankfurt a.M. 2002. <sup>20</sup> McLuhan: *Die magischen Kanäle*.

schaftsvertrags (ob nun bei Rousseau oder Hobbes), und im Grunde genommen eigentlich jedes Vertrages, basiert auf dieser Vorstellung von individueller Freiheit als der Grundvoraussetzung für die Beziehung zu anderen. Dementsprechend galt die Beziehung zwischen dem Individuum und der Gesellschaft oder jeder Form von Gemeinschaft immer schon als problematisch, weil im liberalen Denken Gemeinschaften vornehmlich unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, inwieweit diese in jene grundlegende Freiheit, die dem Individuum zugeschrieben wird, eingreifen. Diesem radikalen Konzept von atomistischen Individuen wurde in der Vergangenheit in der Praxis von zwei politischen Projekten etwas entgegengesetzt. Die Konservativen betrachteten traditionelle Gemeinschaften und ihre jeweiligen Sozialstrukturen als zentrale Elemente der Gesellschaft und bildeten somit ein Gegengewicht zu den zerstörerischen Auswirkungen des liberalen Individualismus. In der sozialistischen Bewegung betonte man dagegen neue Formen der Kollektivität und Gemeinschaft, die dazu dienen sollten, historische Spaltungen und Strukturen zu überwinden.

Der Triumph des Neoliberalismus seit Mitte der 1970er Jahre, der sich parallel zum Niedergang der traditionellen konservativen und sozialistischen Bewegungen vollzogen hat, radikalisierte das liberale Misstrauen gegenüber den kollektiven Elementen der Gesellschaft und hob es auf eine neue Stufe. In ihrem berühmten-berühmten Ausspruch erklärte Margaret Thatcher 1987: «So etwas wie die Gesellschaft existiert nicht. Es gibt nur einzelne Männer und Frauen, und es gibt Familien. Und keine Regierung kann irgendetwas tun, außer mithilfe der Men-

schen, und die Menschen müssen sich zunächst um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.» Angesichts der allseits bekannten Probleme bürokratischer Organisationen und der Freiheit, die die Märkte all denjenigen bieten, die über die entsprechenden Mittel verfügen, genoss diese Ansicht in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in den westlichen Gesellschaften eine relativ breite Zustimmung. Diese reichte jedenfalls aus, um aus den erbitterten Kämpfen gegen verschiedene kollektive Organisationsansätze, allen voran die Gewerkschaften und lokale linke Regierungen, als politischer Sieger hervorzugehen. Eine Folge sowohl der Zerstörung der traditionellen Arbeitermilieus als auch der neuen Erfahrungen in den postindustriellen Ökonomien ist, dass sich extrem individualistische Haltungen und der Glaube an den Markt als Garant für immer mehr Freiheit als eine Art Konsens, der vermeintlich dem Common Sense entspricht, durchsetzen konnten; nicht zuletzt auch mithilfe der sozialdemokratischen Linken, die nun unter dem Label von «New Labour» oder «Dritter Weg» einen Imagewechsel vollzog.<sup>21</sup>

Möglich wurde diese Akzeptanz des Neoliberalismus auch unter den Mitte-Links-Parteien, weil es seinen Vertretern gelang, manche der zentralen Werte der sozialen Bewegungen der 1960er Jahre aufzugreifen: Flexibilität, Kreativität und Expressivität.<sup>22</sup> Losgelöst von ihren politischen Wurzeln kam es zu einer weitreichenden gesellschaftlichen Verbrei-

<sup>21</sup> Francis Fukuyama brachte diese Idee mit seinem Ausspruch vom «Ende der Geschichte» (gemeint war die Konkurrenzlosigkeit des liberalen politischen Projekts) auf den Punkt, was als «one idea system» (ein System mit einer einzigen Idee und ohne Alternative) kritisiert wurde. Vgl. Ramonet, Ignacio: One Idea System, in: ctheory, 21.2.1995, unter: [www.ctheory.net/articles.aspx?id=145](http://www.ctheory.net/articles.aspx?id=145). <sup>22</sup> Vgl. Boltanski, Luc/Chiapello, Eve: Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz 2003.

tung dieser Werte. Heute werden sie als allgemein erstrebenswerte Charaktereigenschaften und Voraussetzung für gesellschaftlichen Erfolg betrachtet werden, und zunehmend sogar als die «wahre Natur» des Menschen. Obwohl die neoliberale Vision politisch immer noch von Bedeutung ist, ist sie längst kein Heilsversprechen mehr (wie beim Blair-Clinton-Projekt des «Dritten Weges»). Vielmehr ist sie zum Dogma und Zwangsmittel verkommen.<sup>23</sup> Allerdings hat dies der Attraktivität von Flexibilität und Individualität als gesellschaftlichen Werten keinen Abbruch getan. Vielmehr hat man sie aus ihrem neoliberalen Rahmen herausgelöst, weiterentwickelt und mit neuen politischen Projekten verknüpft. Derzeit finden sie ihren Ausdruck in neuen Formen des sozialen Miteinanders, die gerade, angeführt von internetbasierten Gemeinschaften, im größeren Umfang entstehen. Diese Erfahrungen sind verantwortlich dafür, dass die Konstituierung von Individualität zunehmend auf der Grundlage von Netzwerken stattfindet und nicht länger im Bereich des Privaten.

Das soziale Miteinander in dieser neuen Umgebung unterscheidet sich erheblich von früheren Formen. Um in vernetzten, kommunikativen Umgebungen ein soziales Miteinander zu erzeugen, müssen Menschen zunächst auf sich aufmerksam machen, das heißt durch expressive Akte der Kommunikation sich selbst darstellen. Einfach nur passiv präsent zu sein, reicht nicht aus. Um sich mit solchen Netzwerken zu verbinden, muss eine Person auch ausreichend andersartig, auf irgendeine erkennbare Art kreativ sein und sich zugleich den sozialen Regeln und Konventionen unterwerfen, die ein Netzwerk zusammenhalten.

Infolgedessen entsteht hier eine ganz spezielle Form von Individualität. Hier kommt der Ausdruck von Differenzen zusammen mit der Akzeptanz von bestimmten Konformitätsanforderungen. Dies hat mit dem Wesen digitaler sozialer Netzwerke zu tun. In einem Umfeld, in dem man Informationen immer einfacher auffinden und vielfältigen kann, steigern Netzwerke ihren Wert dadurch, dass sie Differenzen miteinander verknüpfen und damit das Versprechen einlösen, dass Ressourcen, über die man selbst nicht verfügt, im Netzwerk vorhanden sind. Aber diese Differenzen müssen von einer bestimmten Qualität sein: Sie müssen sowohl die technischen als auch die kulturellen Protokolle respektieren und sogar aktiv reproduzieren, die die Herstellung von Verbindungen und einen Austausch von Informationsflüssen überhaupt erst ermöglichen. Denn Netzwerke sind durch Protokolle definiert, das heißt durch «Einsatz- und Spielregeln», und ein Netzwerk kann sich nur so weit ausdehnen, wie seine Protokolle gemeinsam genutzt und akzeptiert werden.<sup>24</sup> Die beste Definition des Internets ist immer noch in vielerlei Hinsicht: «Alles was auf TCP/IP läuft»; das bedeutet, es ist ein von einem bestimmten Protokoll definierter Raum.<sup>25</sup> Ohne die Anerkennung der definierenden Protokolle erhält man keinen Zugang zu einem Netzwerk und den von ihm bereitgestellten Ressourcen. Ohne eine Akzeptanz der Spielregeln kann es keinerlei Zusammenarbeit geben.

<sup>23</sup> Vgl. Holmes, Brian: Der flexible Charakter. Für eine neue Kulturkritik, in: [eipcp.net](http://eipcp.net/transversal/1106/holmes/de), Januar 2002, unter: <http://eipcp.net/transversal/1106/holmes/de>. <sup>24</sup> Vgl. Galloway, Alexander: Protocol: How Control Exists after Decentralization, Cambridge 2004. <sup>25</sup> Das Transmission Control Protocol (TCP), zusammen mit dem Internet Protocol (IP), sorgen für die «Punkt-zu-Punkt-Verbindung und legen fest, wie Daten formatiert, adressiert, übertragen, geroutet und am Zielort empfangen werden sollen». Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Internetprotokollfamilie>.

Es gibt sowohl negative als auch positive Beweggründe, warum sich Menschen darauf einlassen, sich auf solche Weise sichtbar zu machen. Zum einen steht die Drohung im Raum, unsichtbar zu sein, ignoriert und übergangen zu werden. Demgegenüber steht das Versprechen, dass ein Netzwerk geschaffen wird, über das die eigene Individualität tatsächlich ausgedrückt werden kann. Hierdurch entsteht eine ganz besondere Form von Individualität, die SoziologInnen inzwischen als «vernetzten Individualismus» bezeichnen.<sup>26</sup> Individuen ziehen sich nach Manuel Castells

«nicht in die Isolation der virtuellen Welt zurück. Ganz im Gegenteil: Sie erweitern ihr soziales Umfeld, indem sie die Fülle der ihnen zur Verfügung stehenden Kommunikationsnetzwerke nutzen. Aber sie tun dies überaus selektiv. Sie kreieren ihre kulturellen Welten entsprechend ihrer Präferenzen und Projekte und sie passen sie ihren persönlichen Interessen und Werten an.»<sup>27</sup>

Zwei Punkte sind hier besonders wichtig: erstens, dass die Individualität von Menschen eher über das soziale Miteinander als über das Private geformt wird, das heißt dadurch dass sie sich in kommunikativen Netzwerken positionieren. Zweitens tun sie dies in vielfältigen Netzwerken, wobei sich ihre Loyalität mit der Zeit verschieben kann, etwa weg von älteren hin zu neueren Netzwerken. Somit ist Individualität das Ergebnis einer einzigartigen Verschmelzung verschiedener kollektiver Identitäten innerhalb ein und derselben Person. Allerdings ist dies vermutlich nur für eine kleine Zahl von Personen sichtbar, die eine bestimmte Person auf eine traditionelle und umfassende Weise kennen. Individualität entwickelt sich mit der Zeit – als einzigartige

Kongruenz all der verschiedenen kollektiven Identitäten, die eine Person annehmen kann – und reflektiert die sich wandelnden Bedürfnisse und Sehnsüchte der Menschen.<sup>28</sup>

Da diese kollektiven Identitäten Netzwerke des sozialen Miteinanders sind – also horizontal organisiert sind und auf selbst gewählten, freiwilligen Zusammenschlüssen beruhen –, bedarf es eines bestimmten Maßes an Vertrauen zwischen allen Beteiligten. Während Vertrauen in der Regel im Zuge von Kontakten und Interaktionen wächst, ist das Vorhandensein eines Mindestmaßes an Vertrauen die Voraussetzung dafür, dass überhaupt ein Austausch zustande kommen kann. Lange Zeit ist man davon ausgegangen, dass die Herstellung von Vertrauen zwischen Fremden unmöglich ist, da sie sich nicht auf Erfahrungen mit dem Verhalten des anderen in der Vergangenheit verlassen können und auch nicht auf die Aussicht, in Zukunft etwas miteinander zu tun zu haben. Unter solchen Umständen, so prophezeit die Spieltheorie, wird es zu keiner Zusammenarbeit kommen.<sup>29</sup> In digitalen Netzwerken wird dieses Problem in der Praxis dadurch gelöst, dass es einen einfachen Zugang zu Daten gibt, die von jeder Person (freiwillig und als Individuum) über sich selbst und ihre (früheren) Projekte zur Verfügung gestellt werden: darüber, was sie interessiert, wofür sie sich begeistern und womit sie ihre Zeit verbringen. Mit anderen Worten: Sich zu äußern und darzustellen (egal zu was!), ist die Voraussetzung für die Herstellung eines sozialen Miteinanders in den Kommunikationsnetzwerken, womit

<sup>26</sup> Vgl. Rainie, Lee/Wellman, Barry: *Networked: The New Social Operating System*, Cambridge 2012. <sup>27</sup> Castells: *Communication Power*, S. 121. <sup>28</sup> Ebd., S. 12–18. <sup>29</sup> Vgl. Axelrod, Robert: *The Evolution of Cooperation*, New York 1984.

wiederum Menschen und ihre Fähigkeit definiert werden, neue Projekte zu entwickeln oder sich an Projekten zu beteiligen, die ihre jeweilige Persönlichkeit widerspiegeln.

Dass man die eigenen Wünsche und Leidenschaften zum Ausdruck bringen muss, um Teil eines sozialen Miteinanders zu werden, auf dem die eigene Identität dann beruht, trägt dazu bei, dass sich langsam, aber sicher die Unterschiede zwischen der inneren und der äußeren Welt zu verwischen beginnen, die für die moderne, in der Gutenberg-Galaxis geschmiedete (liberale) Vorstellung von Subjektivität so zentral waren.<sup>30</sup> Zeitgenössische Formen der Subjektivität basieren auf Interaktion statt auf Introspektion. In Zeiten des Netzwerks bietet die Privatsphäre immer weniger die Möglichkeit, sich auf die eigene Persönlichkeit, das wahre innere Selbst zurückzuziehen. Vielmehr droht mit ihr die Gefahr, den Anschluss an eine Welt zu verlieren, in der Geselligkeit rar ist und wo das soziale Miteinander die ganze Zeit aktiv und über explizite Akte der Kommunikation hergestellt und aufrechterhalten werden muss. Ansonsten konfiguriert sich das Netzwerk einfach neu und beraubt uns so der Möglichkeit, die eigene Individualität zu entwickeln. Folglich erscheint der vernetzte Individualismus als eine Form von Subjektivität, die gleichzeitig auf zwei menschliche Bedürfnisse eingehen kann, von denen man früher annahm, dass sie sich gegenseitig ausschließen würden: das Bedürfnis nach individueller Unverwechselbarkeit und das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung und gemeinsamen Erfahrungen.

Die dritte Ebene der Transformation betrifft die Infrastrukturen für das individuelle und kollektive Handeln. Während

des letzten Jahrzehnts ist die Infrastruktur für die digitale Zusammenarbeit erheblich ausgebaut worden, sie ist ausgereifter geworden und wird heute von einer ständig wachsenden Zahl von Menschen genutzt. Zunächst fallen einem selbstverständlich die großen sozialen Netzwerke wie Facebook und all die anderen ein, die inzwischen zu echten Massenmedien geworden sind. Trotz all der Probleme, die sie mit sich bringen und von denen später noch die Rede sein wird, sind sie sehr wirkmächtige Technologien, die explizit auf die Kooperation von kleinen und großen Gruppen ausgerichtet sind. Am allerwichtigsten ist allerdings, dass sie leicht zugänglich sind (in technologischer und in kultureller Hinsicht) und keiner Investitionen in den teuren Aufbau von Strukturen bedürfen. Sie sind aber nur der konsumorientierte und populärste Teil einer sich ausbreitenden Infrastruktur für die digitale Kooperation. In den letzten Jahren hat sich diese Infrastruktur dermaßen ausdifferenziert, dass heute ganz unterschiedliche Formen der Kooperation möglich sind: von sehr dichten Netzwerken, in denen ein hohes Maß an Vertrauen vorherrscht, bis hin zu mehr oder weniger anonymen Kreisen. Je nach Art der beabsichtigten Zusammenarbeit können Mainstream-Anwendungen völlig ausreichend sein. Daneben existieren spezielle, auf zentralen Servern verfügbare Tools oder Werkzeuge, die sich unter völliger Kontrolle der NutzerInnen dezentral installieren lassen. Ein Beispiel hierfür

**30** Die moderne Subjektivität und der moderne Staat kommen nicht ohne einander aus, aber es besteht keine Einigkeit über die Art dieser Beziehung. Während liberale Theorien den Staat als Ergebnis einer bestimmten Subjektivität betrachten, sehen viele kritische Theorien Subjektivität als etwas, das von äußeren Kräften wie der Massengesellschaft oder staatlichen Institutionen produziert wird.

sind die sogenannten Etherpads. Dabei handelt es sich nach Wikipedia um einen «webbasierten Editor zur kollaborativen Bearbeitung von Texten (*collaborative real-time editor*). Etherpad erlaubt es mehreren Personen, in Echtzeit einen Text zu bearbeiten, wobei alle Änderungen sofort bei allen Teilnehmern sichtbar werden. Dabei können die Änderungen der verschiedenen Bearbeiter farblich unterschieden werden. Eine weitere komfortable Funktion ist die Möglichkeit, neben der Textbearbeitung im Bearbeitungsfenster zu chatten.»<sup>31</sup>

Daneben gibt es weitere Funktionen, die zum Beispiel das Arbeiten mit verschiedenen Textversionen während eines kollektiven Schreibprozesses erlauben. Der Text lässt sich außerdem zu jeder Zeit exportieren. Etherpads haben nur eingeschränkte Funktionen, dafür ist ihre Nutzung einfach. Die ursprüngliche Software entstand 2008, wurde dann von Google aufgekauft und etwa ein Jahr später als Open-Source-Software freigegeben. Fast sofort gab es verschiedene Anbieter, die ohne vorherige Anmeldung oder Installierung eines bestimmten Programms eine freie Nutzung ermöglichten. Unter den ersten Anbietern war die schwedische Piratenpartei, die den Dienst seitdem auf ihrer Seite zugänglich macht.<sup>32</sup>

Da es sich hierbei um eine relativ simple Open-Source-Software handelt, lässt sie sich überall leicht installieren und benötigt keinen zentralen Server, bei dem man nie sicher sein kann, ob man den BetreiberInnen vertrauen kann. Der Kooperationsprozess kann komplett öffentlich gemacht oder durch Passwörter geschützt werden. Etherpads sind zu einem alltäglichen Bestandteil der technologischen Infrastruktur geworden. Sie

ermöglichen eine bestimmte Art von Kooperation – die Überarbeitung eines kurzen oder auch längeren Textes in Echtzeit durch eine kleine Gruppe von Personen. Da alle Etherpad-Versionen über eine Exportfunktion verfügen, ist die Übertragung von Etherpad-Inhalten in andere Teile der digitalen Infrastruktur jederzeit möglich, sollte dies für andere Formen der Zusammenarbeit erforderlich sein.

Der Grund, warum hier Etherpads angeführt werden, ist nicht, dass sie außergewöhnlich wären. Ganz im Gegenteil: Sie sind für die gegenwärtige Infrastruktur, die sich als Flickenteppich von Tools beschreiben lässt, geradezu symptomatisch. Dieser Flickenteppich besteht sowohl aus spezialisierten unabhängigen Tools, die auf nur eine einzelne molekulare Form der Kooperation ausgerichtet sind, als auch aus integrierten Plattformen, die eine Bandbreite komplexer Interaktionen unterstützen. Die Anbieter reichen von kommerziellen Massenmedien der Selbstkommunikation bis hin zu HackerInnen, die Infrastrukturen für eine viel kleinere Gruppe von NutzerInnen mit speziellen Kenntnissen anbieten und die weitestgehend der Kontrolle durch Dritte entzogen sind. Die spektakulärsten Beispiele für die Letzteren sind WikiLeaks und The Pirate Bay, deren Internetseiten trotz jahrelanger Bemühungen, sie abzuschalten, weiterhin in Betrieb sind. Insgesamt hat sich diese flickenteppichartige Infrastruktur mittlerweile extrem ausdifferenziert. Wahrscheinlich nutzen die meisten Menschen vor allem die kommerziellen Elemente dieser Infrastruktur, aber es ist nicht mehr ungewöhnlich, sowohl ein Konto auf Facebook als auch eins auf The Pirate Bay zu haben. Ent-

<sup>31</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/EtherPad>. <sup>32</sup> Vgl. <http://piratepad.net/front-page>.

wicklerInnen und NutzerInnen mit den entsprechenden Fähigkeiten können verschiedene Elemente der Infrastruktur je nach Bedarf zusammenführen.

Diese Infrastruktur erlaubt nicht nur neue Formen des Austausches von Informationen, sondern auch der Finanzierung (Crowdfunding) sowie der materiellen Produktion (gemeinsam genutzte Tools, Produktion mit freier Hardware, 3-D-Drucker). Aufgrund der hohen Anforderungen an die Verfügbarkeit und die Stabilität stellt häufig bereits die Pflege von einzelnen Elementen dieser Infrastruktur eine überaus komplexe Aufgabe dar. Aller-

dings ist das hierfür benötigte technische Wissen relativ weit verbreitet und für alle mit entsprechendem Interesse auch frei zugänglich, weil es zu einem Großteil auf Open-Source-Software basiert. Mittlerweile haben fast alle größeren sozialen Bewegungen und Initiativen ihre eigenen technischen Arbeitsgruppen, die mit der Gestaltung und Erweiterung dieser Infrastruktur, dem Teilen von Ressourcen, neuen Formen der Finanzierung und zu einem geringeren Grad mit der Programmierung beziehungsweise Anpassung der vorhandenen Software an die eigenen Bedürfnisse beschäftigt sind.

## DAS GESELLSCHAFTSLABOR

In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich das Internet zu einem Labor für gesellschaftliche Innovationen entwickelt. Eine der am meisten überraschenden kollektiven Entdeckungen bestand in der Erkenntnis, dass es einen anderen Modus der Organisation gibt, mit dem Handeln in größerem Maßstab koordiniert werden kann. Dieser hängt weder vom Markt ab, in dem Preissignale auf horizontaler Ebene wichtige Koordinationsfunktionen übernehmen (wie wir von Friedrich Hayek wissen), noch von öffentlichen oder privaten bürokratischen Apparaten, bei denen eine Befehlsstruktur die vertikale Koordination sicherstellt.<sup>33</sup> Vielmehr verlässt sie sich auf die freiwillige Kooperation, um den Nutzwert einer gemeinsam genutzten Ressource zu steigern. Yochai Benkler prägte hierfür den Begriff der auf Commons aufbauenden Peer-Produktion.<sup>34</sup>

Im Westen wurden die meisten Lebensbereiche jenseits des persönlichen tradi-

tionell von einer Mischung aus Märkten und Bürokratien bestimmt. Während der letzten 30 Jahre hat sich das Gleichgewicht allerdings entscheidend zugunsten der Marktmechanismen verschoben. Nicht nur sind jetzt immer mehr Lebensbereiche marktförmig organisiert. Selbst die (öffentlichen und privaten) Bürokratien werden inzwischen in ihre Bestandteile zerlegt und in semiunabhängige Einheiten verwandelt (zum Beispiel in «Profitcenter»), die im Wettbewerb zueinander stehen und sich flexibel mit anderen ebenfalls semiunabhängigen Strukturen innerhalb und außerhalb des eigenen Organisationsrahmens vernetzen müssen.<sup>35</sup> Darüber hinaus ist der

<sup>33</sup> Vgl. Hayek, Friedrich A.: *The Use of Knowledge in Society*, in: *American Economic Review* 35/4, S. 1945. <sup>34</sup> Vgl. Benkler, Yochai: *The Wealth of Networks*, New Haven 2006; und Siefkes, Christian: *Peer-Produktion – der unerwartete Aufstieg einer commonsbasierten Produktionsweise*, in: Helfrich, Silke/Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Commons: für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*, Bielefeld 2012, S. 348–353. <sup>35</sup> Vgl. Sassen, Saskia: *Territory, Authority, Rights: From Medieval to Global Assemblages*, Princeton 2006.

Verbraucher – eine Person, die auf einem Markt mit einer bestimmten Auswahl unterschiedliche Güter und Dienstleistungen einkauft – zum dominanten Rollenmodell für jegliche Art der (Inter-)Aktion geworden und hat andere Modelle wie die des Bürgers oder des Arbeiters abgelöst. Mehr und mehr Aspekte unseres Lebens werden so behandelt und dargestellt, als handele es sich um Entscheidungen in auf Konkurrenz basierenden Märkten. Die Märkte haben sich sowohl nach außen als auch nach innen ausgedehnt.

Während der letzten 30 Jahre war dies der vorherrschende Trend. Heute gibt es jedoch Bereiche, in denen sich der Markt auf dem Rückzug befindet, und zwar nicht zugunsten der Bürokratien und ihrer Befehlshierarchien, sondern zugunsten der Commons. Ganz offensichtlich existiert zum Beispiel kein Markt mehr für eine Enzyklopädie des Allgemeinwissens, obwohl der Bedarf nach überblicksartigen Informationen zu einer Vielzahl von Themen so groß ist wie nie zuvor. Die Bereitstellung von Wissen in Form einer Enzyklopädie verlangt weiterhin bedeutende finanzielle und intellektuelle Ressourcen. Jedoch werden diese nicht mehr warenförmig auf dem Markt angeboten, sondern gesellschaftlich produziert und als Commons organisiert.<sup>36</sup> Ähnliche Tendenzen lassen sich auch in anderen Bereichen beobachten, auch wenn hier das Bild weniger eindeutig ist. Es wird geschätzt, dass im Jahr 2008 Open-Source-Software um die 60 Milliarden Euro an Investitionen in proprietäre Software ersetzt hat.<sup>37</sup> Vermutlich hat es seitdem noch eine Steigerung dieses Wertes gegeben, und er liegt wahrscheinlich weit über dem, was freie und Open-Source-Software mit

Markttransaktionen erzielen konnten, obwohl dies nur sehr schwer zu messen ist. Dennoch ist Michael Bauwens vor Kurzem zu dem Schluss gelangt, dass Open-Source-Software «mehr Wert von proprietärer Software zerstört als ersetzt. Noch während ihr Gebrauchswert explosionsartig zunimmt, sinkt ihr Geldwert».<sup>38</sup> Dieser allgemeinen Einschätzung der ökonomischen Transformation von freier Software ist grundsätzlich zuzustimmen.

Das Internet als Gesellschaftslabor stellt die Grundlagen bereit, um neue Erfahrungen mit unterschiedlichen Formen der Kooperation zu sammeln, und Open Source ist dabei die Leitmetapher. Kooperation ist hier in einem rein strukturellen Sinn gemeint, es geht um die freiwillige Zusammenarbeit zum gegenseitigen Vorteil, unabhängig davon, worin dieser Vorteil genau besteht. Ein solcher Vorteil kann in seinen Auswirkungen durchaus destruktiv sein. So wurde der Krieg im Irak hin und wieder auch als «Open-Source-Aufstand» bezeichnet, weil **«sich die vorherrschende Organisationsmethode dadurch auszeichnete, dass eine große Anzahl von kleinen, gewalttätigen und extrem motivierten Gruppen zusammenarbeiten konnte, um es mit einem wesentlich mächtigeren (hierarchisch organisierten) Feind aufzunehmen. [...] Eine derartige Organisierung hat hohes Innovationspoten-**

<sup>36</sup> Nach 244 Jahren kündigte die Encyclopedia Britannica im Jahr 2012 an, auf die weitere Veröffentlichung einer gedruckten Enzyklopädie zu verzichten. Weiterhin verfügbar ist allerdings der Onlinezugang zur Datenbank. Dieser kostet 70 US-Dollar im Vergleich zu 1.400 US-Dollar für die gedruckte Enzyklopädie. Vgl. <http://abcnews.go.com/blogs/technology/2012/03/encyclopaedia-britannica-kills-its-print-edition>. <sup>37</sup> Broersma, Matthew: Proprietary vendors lose £30bn to open source, in: ZDNet.com, 22.4.2008. <sup>38</sup> Bauwens, Michel: The \$100bn Facebook question: Will capitalism survive (value abundance)? 22.2.2012, unter: [www.aljazeera.com/indepth/opinion/2012/02/20122277438762233.html](http://www.aljazeera.com/indepth/opinion/2012/02/20122277438762233.html).

zial, verbessert die Überlebenschancen der beteiligten Gruppen und ermöglicht es, häufiger anzugreifen und bestimmte Ziele als Schwarm gemeinsam zu attackieren.»<sup>39</sup>

Der gemeinsame Vorteil besteht hier in dem erweiterten Wissen darüber, wie man seine Feinde wirkungsvoller umbringen kann.

Nicht alle Formen der Kooperation müssen also dem Allgemeinwohl dienen. Trotzdem sind strukturelle Erfahrungen der Zusammenarbeit ein Schlüsselement in jedem politischen Projekt, das sich der Stärkung gesellschaftlicher Solidarität verschrieben hat. Diese Solidarität ist mehr als nur eine leere Worthülse, sie basiert auf konkreten Alltagserfahrungen, wird durch gemeinsames Handeln gestärkt und ist von der Überzeugung geleitet, dass die eigenen Ziele und Wünsche niemals gegen die anderen, sondern nur durch sie und gemeinsam mit ihnen erreicht beziehungsweise erfüllt werden können. Eine solche Solidarität,

die in neue Erzählungen eingebettet ist und neue Horizonte für gemeinsames Handeln eröffnet, kann die Grundlage für neuartige kulturelle, wirtschaftliche und politische Formen abgeben. Sie ist nicht auf das Internet beschränkt. Dieselbe Dynamik kann auch zu einer Neubewertung von sehr alten, auf Commons beruhenden Organisationsformen beitragen, die schon seit vormodernen Zeiten eine Parallelstruktur zu den beiden dominanten Modi der Preise und der bürokratischen Befehlshierarchien bildeten. Häufig wurden sie als eine Art Überbleibsel betrachtet, als Bereiche, die nie von der Moderne erfasst worden sind, oder sie wurden einfach von den vorherrschenden Theorien ignoriert, weil sie nicht recht in die dominanten Narrative vom sich gegenüberstehenden Kapitalismus und Sozialismus passten. Die Commons sind nicht kapitalistisch, sie sind aber auch nicht antikapitalistisch. Zunächst und vor allem sind sie akapitalistisch. Dies ist eine prekäre Position.

## VERSCHIEDENE FORMEN DER SOLIDARITÄT

Die gegenwärtig vielversprechendsten und umfassendsten neuen Ansätze zur Organisierung von Solidarität haben mit der Erneuerung von Theorie und Praxis der Commons oder des Commoning zu tun. Dabei handelt es sich um organisierte langfristige Prozesse, bei denen eine Gruppe von Personen eine physische oder auch immaterielle Ressource zur gemeinsamen Nutzung bereitstellt. Allerdings ist dies nicht die einzige Form, die sich in einem zugegeben etwas schematischen Überblick identifizieren lässt. Neben den Commons gibt es Versammlun-

gen (in der Regel hierarchiefreie Treffen von Personen, in denen eine konsensorientierte Form der Entscheidungsfindung im Vordergrund steht), Schwärme (sich selbst steuernde kollektive Akteure, die meist ad hoc agieren) und schwache Netzwerke (Gruppen mit einem zwar umfangreichen, aber lockeren und daher beschränkten sozialen Austausch).

Bestimmte kulturelle Muster können diese verschiedenen Formen zusammenhalten und gewährleisten so den mühe-

<sup>39</sup> Robb, John: Open Source Insurgency, in: globalguerrillas.typepad.com, 21.3.2008.

losen Übergang von Personen und Ideen von einer Form in die andere. Davon wird später noch die Rede sein. Doch zunächst sollen die Unterschiede zwischen den einzelnen Formen vor allem mithilfe von idealtypischen Beispielen und weniger anhand konkreter Fallstudien deutlich gemacht werden.<sup>40</sup> Das heißt nicht, dass in der Realität keine hybriden Formen auftreten oder dass sich diese mit der Zeit nicht verändern würden. Dennoch lohnt es sich, zwischen ihnen zu unterscheiden, um die Vielfalt der Möglichkeiten und Potenziale aufzuzeigen, die von ihnen verkörpert werden.

### Commons

Commons sind auf Dauer angelegte soziale und materielle Prozesse. Sie können nicht über Nacht entstehen und müssen, wenn sie von Bedeutung sein sollen, über einen längeren Zeitraum Bestand haben. Daher benötigen sie eine Art dauerhaften institutionellen Rahmen, der belastbar und flexibel genug ist, um auf sich verändernde Anforderungen und Umstände reagieren zu können. Es gibt nicht das eine Modell der Commons. Ganz im Gegenteil: Commons zeichnen sich gerade dadurch aus, dass für sie die Eigenheiten der gemeinsam genutzten Ressource genauso bedeutsam sind wie die Zusammensetzung der Gruppe, die den Gebrauchswert dieser Ressource bestimmt, sowie der allgemeine Kontext, in den die Commons eingebettet sind. Elinor Ostrom (1933–2012), die führende Forscherin zum Thema Commons, hat aus diesem Grund bewusst kein institutionelles Modell für die Commons entwickelt. Stattdessen identifizierte sie eine Reihe von «Gestaltungsprinzipien» und allgemeinen Merkmalen, die den «langfristigen Gemeingut-Institutionen», wie

sie sie nannte, zugrunde liegen.<sup>41</sup> In ihren einflussreichen Arbeiten zeigte sie, wie Commons allgemein die Zugehörigkeit zu der Gruppe, die über eine bestimmte Ressource verfügt und diese verwaltet, definieren und beschränken. Dies ist von größerer Bedeutung in den Fällen, in denen es sich um eine materielle Ressource handelt, denn es besteht immer die Gefahr einer Übernutzung (die berühmt-berüchtigte «Tragik der Allmende»). Im Gegensatz dazu stehen digitale Ressourcen, die nicht auf dem Prinzip der rivalisierenden Nutzung beruhen, sondern unerschöpflich sind. Aber selbst bei solchen Gütern ist der Zugang normalerweise an bestimmte Bedingungen geknüpft, wie zum Beispiel die Akzeptanz einer freien Lizenz oder die Übernahme von Regeln einer bestimmten Gruppe oder Community. Meist herrscht innerhalb einer solchen Gruppe eine auf meritokratischen Prinzipien basierende Hierarchie: Wer mehr zu den Commons beiträgt, kann die Ressource in der Regel auch stärker nutzen (im Fall von materiellen Commons) oder deren Entwicklung stärker beeinflussen (im Fall von digitalen Ressourcen). In letzterem Fall trägt das meritokratische Element der Tatsache Rechnung, dass das Hauptproblem nicht die Übernutzung, sondern die beschränkte Verfügbarkeit ist. Wird sichergestellt, dass diejenigen, die am meisten zu einem digitalen Commons beitragen, auch über die weitere Entwicklung bestimmen können, dann hilft dies da-

<sup>40</sup> Der deutsche Soziologe Max Weber prägte den Begriff des Idealtypus. 1904 schrieb er: «Der Idealtypus wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbilde.» <sup>41</sup> Vgl. Ostrom, Elinor: Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt, Tübingen 1999.

bei, diese wichtige Kerngruppe bei der Stange zu halten, was für alle Beteiligten wichtig ist. Deshalb wird die Autorität der Kerngruppe für gewöhnlich nicht infrage gestellt. Was die Commons vor allem auszeichnet, ist, dass Mechanismen zur Entscheidungsfindung entwickelt werden, die alle Beteiligten oder Mitglieder der Commons umfassend einbeziehen. Dies ist das zentrale Element der Selbstverwaltung. Die Regeln, die für die Commons gelten, werden durch die Mitglieder des Commons selbst festgelegt. Dies ist es etwas grundlegend anderes, als sich zwischen verschiedenen Optionen zu entscheiden, die von Dritten entwickelt worden sind. Commons sind daher nicht einfach Märkte ohne Geld. Relevante Entscheidungen werden bei dieser Organisationsform kollektiv und nicht individuell getroffen. Weil das Aufstellen und die konsequente Umsetzung von Regeln nie reibungsfrei vonstattengehen, betont Ostrom, dass es notwendig ist, die Einhaltung der Regeln innerhalb von Commons zu kontrollieren und ein System abgestufter Sanktionen zu entwickeln. Demnach sollen gravierende Verstöße gegen die Regeln weitreichende Folgen nach sich ziehen können, bis dahin, dass eine Person aus den Commons ausgeschlossen wird. Selbstverständlich existieren innerhalb der Commons auch Konflikte, die sich nicht einfach durch die Aufstellung von Regeln lösen lassen, sondern spezielle Mechanismen zu ihrer Beilegung benötigen. Beispielsweise sind viele der Probleme bei Wikipedia darauf zurückzuführen, dass es kein System zur Konfliktlösung gibt. Häufig «lösen» sich Konflikte einfach dadurch, dass eine der Konfliktparteien den längeren Atem hat oder dass entschieden wird, einzelne BeiträgerInnen keinen Zu-

gang mehr zur Plattform zu gewähren, was manchmal nach außen extrem willkürlich wirkt.

Commons sind auch, und das ist der letzte wichtige Punkt, nicht einfach isoliert von der Gesellschaft zu betrachten. Sie sind immer Teil größerer sozialer Systeme, die normalerweise entweder von Prinzipien des Marktes durchdrungen oder staatlicher Kontrolle unterworfen sind und daher häufig der Praxis des Commoning eher feindlich gegenüberstehen. Allein der Anspruch von Menschen, ein bestimmtes Gut gemeinsam als Commons bewirtschaften zu dürfen und die eigenen Angelegenheiten selbst zu regeln, ist politisch häufig äußerst umstritten. Aber ohne Anerkennung dieses Rechts können Commons leicht von Dritten enteignet werden. Dieses Problem ist dort am größten, wo es um indigene Gemeinschaften und die (drohende) Privatisierung von deren gemeinsam genutzten Ressourcen geht.

Ostrom verdeutlicht, dass Commons zwar eigenständig als dritte Organisationsform neben Markt und Staat bestehen können, aber genauso ein probates Mittel sind, um auf diese Einfluss zu nehmen und sie dazu zu zwingen, anders zu operieren oder zumindest bestimmte Bereiche anders zu regulieren. Die derzeit in der Linken so populären neoanarchistischen Ansätze sind daher eher kurzsichtig. Sie verweisen zu Recht darauf, wie wichtig es ist, funktionierende alternative Strukturen zu entwickeln, allerdings fehlt ihnen eine Strategie zum Umgang mit dem Staat und eine Vorstellung davon, wie sich neue Programmatiken und Orientierungen in staatlichen Institutionen verankern lassen. Nach zehn Jahren Debatte beim Oekonux-Projekt gibt es beispielsweise Leute wie

Stefan Meretz, die immer noch der Ansicht sind, dass «es in der auf Commons aufbauenden Peer-Produktion nicht darauf ankommt, die Bedürfnisse von Menschen und die damit zusammenhängenden widerstreitenden Interessen zu artikulieren, sondern dass dies ein Bereich jenseits der Politik ist».<sup>42</sup> Dies trifft jedoch nur dann zu, wenn man Politik lediglich als Vermittlung zwischen gegensätzlichen (Klassen-)Interessen begreift und ausschließlich die sozialen Dynamiken innerhalb der Commons in den Blick nimmt. Dieser Ansatz ist jedoch vollkommen untauglich, um die Beziehung zwischen den Commons und ihrem Umfeld zu erfassen. Der Staat und sein gesetzliches Zwangs- und Regelwerk schaffen ein überaus differenziertes Set an Möglichkeiten, in dem marktorientierte Interessen bevorzugt werden. Diese Interessen und dieses Ungleichgewicht verschwinden nicht einfach dadurch, indem man sie ignoriert.

Vielleicht ist dieses Problem aber auch einem blinden Fleck in der vorhandenen Forschung geschuldet. Bisher ist der Beziehung zwischen den Commons und dem größeren gesellschaftlichen Kontext (dem Staat und den Märkten) viel zu wenig Beachtung geschenkt worden. Elinor Ostrom beispielsweise hat sich nur mit Commons beschäftigt, die organisch von unten entstanden sind. Deshalb tauchen hier Fragen nach dem Kontext und der gesellschaftlichen Einbettung kaum auf (diese waren in gewisser Weise schon geklärt, sonst hätte es diese Commons erst gar nicht gegeben). Heute aber in einer Situation, in der wir mit einer neoliberalen Strategie der staatlichen Einsparungen konfrontiert sind, die sich unter Begriffen wie «big society» in Großbritannien oder «resilient communities» in

den USA das Konzept der kommunalen Selbstständigkeit zu eigen gemacht hat, ist es wichtig, dem Konzept zwei weitere «Gestaltungsprinzipien» hinzuzufügen: die Angemessenheit der Ressourcen (*adequacy of resources*) und ein gemeinsamer kultureller Horizont (*shared cultural horizon*). Das erste bedeutet, dass innerhalb von Gemeinschaften ausreichend materielle Grundlagen für die Entwicklung von Commons zur Verfügung stehen müssen. Es ist zynisch, von Gemeinschaften oder Kommunen Selbstorganisation zu verlangen, wenn die dafür notwendigen Bedingungen nicht gegeben sind. Fehlen die für den Prozess des Commoning benötigten Ressourcen, dann lautet die Frage, wie Staat und Markt transformiert werden müssen, damit diese Ressourcen zugänglich werden. Dies unterstreicht wiederum die Notwendigkeit, sich expliziter mit dem Staat auseinanderzusetzen.

Neben materiellen Ressourcen braucht es auch so etwas wie einen gemeinsamen kulturellen Horizont, der Vertrauen und Entscheidungsprozesse erleichtert. Ohne ein grundlegendes gemeinsames Verständnis davon, was den Kern des Problems ausmacht und wie wünschenswerte Lösungen aussehen könnten, können keine Commons geschaffen werden. Diese beiden Bedingungen – die in der Fachliteratur, die sich auf die bereits vorhandenen Commons konzentriert, in der Regel als gegeben vorausgesetzt werden – dürfen in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden. So lässt sich

<sup>42</sup> Meretz, Stefan: Ten patterns developed by the Oekonux project image, in: Journal of Peer Production 1/2012. Die Gründung des Oekonux-Projekts 1999 war vom Interesse geleitet, das Potenzial von freier Software zu nutzen, um einen Beitrag zur grundlegenden Veränderung der aktuellen politischen und wirtschaftlichen Strukturen zu leisten. Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Oekonux>.

zumindest teilweise erklären, warum es so schwierig ist, im größeren Stil neue Commons hervorzubringen, obwohl das Interesse von NGOs an dem Konzept wächst und es nicht an Aktivismus und kleineren Initiativen mangelt, die unzählige Commons geschaffen haben und nutzen, darunter lokale Projekte wie zum Beispiel Gemeinschaftsgärten und digitale Projekte, die vor allem Informationen austauschen.<sup>43</sup>

### Versammlungen

Es war immer schon schwierig, dauerhafte institutionelle Strukturen aufzubauen, obwohl dies zu Beginn einer Bewegung oder Initiative häufig überhaupt nicht notwendig ist. Auf kürzere Sicht haben sich öffentliche Versammlungen zu einem wichtigen Teil, wenn nicht sogar zum Kern der derzeitigen Protestwelle entwickelt, die Ende 2010 im Mittelmeerraum ihren Anfang nahm, im September 2011 mit Occupy Wall Street die USA erreichte und dann im Juni 2013 in der Türkei und in Brasilien noch einmal Fahrt aufnahm. Versammlungen sind normalerweise Zusammenkünfte im physischen Raum. Dafür bedarf es des Zugangs zu entsprechend großen und offenen Flächen, den man sich häufig durch die Besetzung von Plätzen, Parks oder anderen öffentlichen Räumen verschafft. Solche Besetzungen operieren zugleich auf einer symbolischen und auf einer pragmatischen Ebene. Denn es geht sowohl um die Wiederaneignung von öffentlichem Raum in den Herzen der Städte als auch um die Etablierung von Räumen für kollektive Diskussions- und Aushandlungsprozesse, womit die in den digitalen Netzwerken gemachten Erfahrungen der autonomen Kommunikation und des «Community-Building»

auf den physikalischen Raum ausgeweitet und übertragen werden.

Versammlungen beruhen auf einer Tradition der partizipativen Demokratie, haben sich häufig aber auch in Opposition zur direkten Demokratie und deren vermeintlichen Unzulänglichkeiten – etwa die übertriebene Bedeutung, die man Abstimmungen zumisst, und die entsprechende Fixiertheit auf Mehrheiten – entwickelt. Auf Versammlungen wird dagegen fast nie abgestimmt. Vielmehr setzen sie auf Konsens und versuchen gleichzeitig, einer möglichst großen Zahl von Stimmen Gehör zu verschaffen. Manchmal werden bewusst Maßnahmen ergriffen, um diese Diversität zu schützen, zum Beispiel vor besonders einflussreichen und gut organisierten Gruppen, die dazu tendieren, die offenen und relativ wenig strukturierten Diskussionen zu dominieren. Eine Methode besteht darin, ein unmittelbares Feedback durch Handsignale zu geben. Auf diese Weise können sonst eher passiv Zuhörende das Gesagte aktiv kommentieren, ohne jedoch den Redefluss der Sprechenden zu unterbrechen. Ein radikalerer Ausdruck derselben Idee ist das sogenannte menschliche Megafon (*human mic*), bei dem die Zuhörenden die Worte des Sprechenden wiederholen und damit zugleich verstärken. Diese Idee, die ursprünglich aufkam, weil die Behörden die Benutzung von Lautsprechern im Zucotti Park, dem lokalen Zentrum der Occupy-Wall-Street-Bewegung in New York, untersagt hatten, hat mit der Zeit eine weiterreichende Bedeutung erhalten. Nicht nur erlaubt sie es einer Person, ohne Lautsprecher und Mikrofon zu einer größeren Ansammlung

<sup>43</sup> Ein Überblick findet sich bei Helfrich/Heinrich-Böll-Stiftung: Commons.

von Menschen zu sprechen, sie umgeht auch das Problem, dass über die Technik hierarchische Beziehungen oftmals verstärkt werden. Das Verhältnis zwischen Sprechen und Zuhören verändert sich, da mit dem *human mic* sowohl Positionen geschwächt als auch aktiviert werden. Die Occupy-Bewegung hat mit der Einführung von sogenannten *progressive stacks* noch eine weitere Methode hervorgebracht, die zu mehr Diversität führen soll. Dies sind Listen, in die sich diejenigen Personen eintragen, die auf den öffentlichen Versammlungen sprechen wollen. Sie sind das zentrale Element, um die Abfolge der RednerInnen festzulegen. Damit nicht vor allem wieder diejenigen zum Zug kommen, die es bereits gewohnt sind, in der Öffentlichkeit aufzutreten (also weiße, gebildete, in ihrer Muttersprache sprechende Männer), werden Angehörige von Minderheiten (Frauen, Nicht-Weiße, nichtheterosexuelle Personen) auf der Liste weiter nach oben gesetzt. Dies hatte tiefgreifende Auswirkungen auf den Charakter und das Selbstverständnis der Bewegung. Als Occupy Wall Street die erste Erklärung vorbereitete, begann der erste Entwurf mit dem Satz:

«Als Menschen, die bisher durch Merkmale wie Hautfarbe, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Religiosität, Parteizugehörigkeit und verschiedene kulturelle Hintergründe voneinander getrennt waren, erklären wir: In Wirklichkeit gibt es nur eine Spezies, nämlich die menschliche Spezies.»

Schnell wurde dies sogar innerhalb der Bewegung als der problematische Versuch gewertet, real existierende Unterschiede zu übergehen. Nach einer kontroversen Debatte, in der unter anderem die Gruppe «POCcupiers» (POC steht für

People of Color) eine wichtige Rolle spielte, wurde der Satz umgeschrieben.<sup>44</sup> Die am 29. September 2011 angenommene, endgültige Version lautete dann:

«Gemeinsam und vereint erkennen wir an, dass die Zukunft der menschlichen Spezies von der Kooperation zwischen ihren Angehörigen abhängt.»<sup>45</sup>

Auch wenn diese Versammlungen oftmals schleppend verlaufen und ihre Ergebnisse aufgrund des Konsensprinzips, wie es die Umformulierung der Erklärung zeigt (die Unterschiede werden nicht mehr benannt, sondern nur noch indirekt als Vielfalt anerkannt: «Angehörige der menschlichen Spezies»), nicht immer befriedigend sind –, so waren sie doch für den Prozess als Ganzen und die ihm zugrunde liegende praktizierte Solidarität entscheidend. Für David Graeber beispielsweise war es gerade dieser radikalutopischen Praxis zu verdanken, diesem unmittelbar vollzogenen Bruch mit etablierten institutionellen Protest- und Widerstandsformen, zusammen mit der daraus resultierenden Verweigerung der üblichen Formen der Kommunikation mit den Herrschenden (durch das Aufstellen von Forderungen und dem Entsenden von Delegierten), dass sich die Bewegung derart schnell und umfassend ausbreiten konnte. Dagegen entwickelten andere, eher konventionelle Versuche, sich gegen die Krise zu organisieren, vergleichsweise wenig Zugkraft.<sup>46</sup> In den Strukturen dieser Versammlungen ohne formale Leitung, in der Leichtigkeit, mit der Menschen zwischen der Rolle der Sprechenden und der Zuhörenden wechseln können, und in der Art und Weise,

<sup>44</sup> Vgl. [www.thenation.com/article/164405/how-people-color-occupy-wall-street](http://www.thenation.com/article/164405/how-people-color-occupy-wall-street). <sup>45</sup> Vgl. <http://occupy-wallst.org/forum/first-official-release-from-occupy-wall-street/45>. <sup>46</sup> Vgl. [www.aljazeera.com/indepth/opinion/2011/11/2011112872835904508.html](http://www.aljazeera.com/indepth/opinion/2011/11/2011112872835904508.html).

wie sämtliche Diskussionen über das Internet oder Protokolle öffentlich gemacht werden, spiegelt sich eine mittlerweile weitverbreitete Internetkultur der Transparenz und der flexiblen Beteiligung wider. Es ist kein Zufall, dass sich das letzte von insgesamt acht Solidaritätsprinzipien, auf die man sich in der New Yorker Vollversammlung geeinigt hat, auf eine weltweit von HackerInnen aufgestellte Forderung bezieht: «Ziel ist es, Technologien, Wissen und Kultur für alle gleichermaßen zugänglich zu machen, damit alle an ihrer Herstellung, Weiterentwicklung, Veränderung und Distribution teilhaben können.»<sup>47</sup> Es hat sich gezeigt, dass es relativ einfach ist, Erfahrungen und Diskussionen zusammenzufassen und mit anderen zu teilen und das in einer Gruppe Erlernte anderen (lokal und global) zur Verfügung zu stellen. Damit wächst das Potenzial von Versammlungen, nicht nur einen gemeinsamen Erfahrungsraum zu schaffen, sondern darüber hinaus auch zu Orten praktischer politischer Organisation zu werden.

Die bedeutendste Gemeinsamkeit zwischen Commons und Versammlungen ist ihr Fokus auf einem allgemeinen Konsens (anstatt auf Mehrheiten), woraus sich auch eine Abneigung gegenüber Abstimmungen und Wahlen, die üblicherweise der Mehrheitsfindung dienen, ergibt. Ostrom beschreibt dies mit Blick auf die Commons folgendermaßen:

«Dadurch dass das Prinzip der einfachen Stimmenmehrheit ersetzt wird durch eine Reihe von langen Diskussionen, indem man versucht, sich einem Konsens anzunähern, bevor man in einer selbstorganisierten Gruppe bindende Entscheidungen trifft, können sich oftmals kurzfristig diejenigen leichter durchsetzen, die aufgrund ihrer Füh-

ungspositionen das Programm vorgeben können. Aber sobald der Eindruck entsteht, Regeln seien Ergebnis eines Mehrheitsbeschlusses und nicht gemeinsam erarbeitet worden, wird der Aufwand, der mit der Kontrolle und Durchsetzung von Regeln verbunden ist, wesentlich höher. Die Kerngruppe kann sich nicht mehr auf eine quasi freiwillige Einhaltung der Regeln verlassen und muss mehr investieren, um die Durchsetzung sicherzustellen.»<sup>48</sup>

Das, was kurzfristig als effizient scheint, kann sich langfristig aber auch als schädlich erweisen. Es ist daher auch kein Zufall, dass Versammlungen und nicht einfach Abstimmungen in der Verwaltung und Organisation vieler materieller Commons eine zentrale Rolle spielen. Aber auch in der digitalen Welt und deren Commons herrscht eine generelle Ablehnung gegenüber Abstimmungen als einem Mittel der Entscheidungsfindung vor. Die Prinzipien der Hackerkultur, die das frühe Internet stark geprägt haben und auch heute noch tief in die technologische Infrastruktur eingeschrieben sind und die Open-Source-Bewegung beeinflussen, wurden 1992 von Arthur D. Clarke, der damals für die Internet Engineering Task Force arbeitete, hervorragend zusammengefasst: «Wir lehnen Könige, Präsidenten und Abstimmungen ab. Wir glauben an groben Konsens und ausführbare Codes.»<sup>49</sup> Das Mehrheitsprinzip taugt nicht besonders gut für die Organisation von freiwilligen Zusammenschlüssen, weil damit immer die Gefahr

<sup>47</sup> Vgl. [www.nycga.net/resources/documents/principles-of-solidarity](http://www.nycga.net/resources/documents/principles-of-solidarity). <sup>48</sup> Vgl. Ostrom, Elinor: Design Principles and Threats to Sustainable Organizations that Manage Commons. Workshop Working Paper W99-6, 1999. <sup>49</sup> Clark, David D.: A Cloudy Crystal Ball – Visions of the Future, Proceedings of the Twenty-Fourth Internet Engineering Task Force, in: MIT, Juli 1992, S. 13–17, unter: <http://ietf.org>.

droht, dass sich die Minderheit von dem Projekt entfremdet fühlt. Der Grund für die ablehnende Haltung gegenüber Abstimmungsprozessen in Online-Projekten ist daher nicht die Angst vor dem erhöhten Aufwand bei der Überwachung der Einhaltung von Regeln, sondern die Angst davor, Mitwirkende zu verlieren. Insgesamt haben alle Beteiligten ein großes Interesse daran, eine Art von Konsens zu erzielen, weil nur darüber dem Projekt eine möglichst große Anzahl von MitstreiterInnen erhalten bleibt.<sup>50</sup> Nur in extremen Fällen, in denen eine Konsensfindung trotz längerer Diskussionen scheitert, kommt es vor, dass sich Projekte und Gemeinschaften spalten oder «aufgabeln».<sup>51</sup>

### Schwärme

Während sich Online-Gemeinschaften, um nicht auseinanderzufallen, also immer wieder der komplexen Aufgabe der provisorischen Konsensfindung stellen müssen, ist für die dritte neue Bewegungsform, die Schwärme, das ständige Hin und Her zwischen zentripetalen und zentrifugalen Kräften kennzeichnend. Gegenwärtig bestehen Schwärme in unserer Gesellschaft aus unabhängigen Individuen, die einfache Mittel und Regeln anwenden, um sich zur Erreichung eines gemeinsamen Ziels horizontal miteinander zu vernetzen. Anonymous ist derzeit wohl das bekannteste Beispiel für einen digitalen Schwarm, und es wird immer wieder angeführt, um anschaulich zu machen, wie das Internet spontane kollektive Aktionen durch eine «Organisation ohne Organisation» ermöglichen kann.<sup>52</sup>

Es sind gerade die gemeinsamen Anstrengungen und Aktivitäten, die ganz explizit und bewusst allein von den Betei-

ligten bestimmt und unternommen werden, die Schwärme von anderen Formen kollektiver Aktion unterscheiden und die an Massenpolitik interessierte TheoretikerInnen seit Gustave Le Bon (1841–1931) faszinieren und erschrecken. Ein moderner Schwarm ist eine koordinierte Masse von autonomen und selbstbewussten Individuen. Im Gegensatz zu den Annahmen von Le Bon und seinen Nachfolgern tauschen sie das bewusste Handeln als Individuen (Vernunft) nicht gegen ein unbewusstes Handeln in der Menge (Emotion) ein.<sup>53</sup> Vielmehr stellen sie einen selbstbestimmten und wissenden und gerade keinen manipulierbaren und unwissenden Akteur dar. Ein Grund hierfür ist, dass sich die Menschen als Einzelne gezielt diesen neuen Schwärmen anschließen und diese nicht aus bereits vorhandenen Menschenmassen entstehen und dass sie durch explizite Akte der horizontalen und autonomen Kommunikation am Leben gehalten werden. Man sollte die beiden Aggregatzustände Kollektiv und Individuum nicht weiterhin als Dichotome betrachten, auch wenn Schwärme wie Anonymous sicherlich nicht das «Ende der Subjektivität» bedeuten.<sup>54</sup> Was hier stattdessen erwächst, ist eine neue

<sup>50</sup> Einige Projekte sind bereit, extrem viel Zeit und Energie in die Konsensfindung zu investieren und ihre Governance-Strukturen zu verändern. Die ist eine der größten Herausforderungen für selbstverwaltete Projekte. Vgl. hierzu Dafermos, George: Authority in Peer Production: The Emergence of Governance in the FreeBSD Project, in: Journal of Peer Production 1/2012. <sup>51</sup> Weber, Steven: The Success of Open Source, Cambridge (MA) 2004. <sup>52</sup> Vgl. Stalder, Felix: Enter the Swarm: Anonymous and the global protest movements, in: Le Monde Diplomatique, Februar 2012. Der bemerkenswerte Satz stammt von Clay Shirky. Vgl. Shirky, Clay: Here Comes Everybody: The Power of Organizing Without Organizations, New York 2008. Für eine Kritik vgl. Stalder, Felix: Analysis Without Analysis, in: metamute.org, 28.6.2008. <sup>53</sup> Vgl. Le Bon, Gustave: Psychologie des Foules, 1896; online verfügbar als «The Crowd: Study of the Popular Mind». <sup>54</sup> Vgl. Halpin, Harry: The Philosophy of Anonymous: Ontological Politics without Identity, in: Radical Philosophy, Nr. 176, November/Dezember 2012, unter: www.radicalphilosophy.com/article/the-philosophy-of-anonymous.

Form kollektiver Subjektivität ohne «individuelle Identität».

Dies ist die Außenperspektive, mit der man nur die Maske sieht. Von innen aus betrachtet, schaut alles völlig anders aus, worauf Rick Falkvinge, der Gründer der schwedischen Piratenpartei, hingewiesen hat:

«Die Komplexität kommt durch das vorherrschende meritokratische System zustande, das Einfluss darauf nimmt, wie der Schwarm als Organismus agiert und über verschiedene Handlungsmöglichkeiten entscheidet. Weil die Beteiligung an einem Schwarm auf Freiwilligkeit basiert – die Menschen machen mit, weil sie davon überzeugt sind, dass der Schwarm ein Mittel der Veränderung in einem Bereich darstellt, der ihnen am Herzen liegt –, besteht die einzige Möglichkeit, diesen zu steuern und zu führen, darin, andere durch eigene Aktionen zu inspirieren.»<sup>55</sup>

Somit gründet die Stärke eines Schwarms auf der Anzahl der beteiligten Individuen und ist davon abhängig, inwieweit es ihm gelingt, den an verschiedenen Orten und unabhängig voneinander stattfindenden Anstrengungen einen Fokus zu verleihen. Schwärme entstehen alle auf eine ähnliche Weise: Es gibt einen Aktionsaufruf, und es stehen genügend Ressourcen zur Verfügung, um sofort aktiv werden zu können. Clay Shirky, der sich wissenschaftlich mit sozialen Medien beschäftigt, hat drei grundlegende Voraussetzungen herausgearbeitet, die für das Zustandekommen einer derartig locker organisierten Form der Kooperation nötig sind: ein Versprechen (*promise*), Mittel (*tools*) und eine Abmachung (*bargain*).<sup>56</sup> Das Versprechen ist der Aktionsaufruf. Dieser muss nicht nur eine ausreichend große Anzahl von Men-

schen ansprechen, sondern muss auch glaubhaft machen, dass die vorgegebenen Ziele erreicht werden können. Die Mittel sind die vorhandenen Ressourcen und Strategien, um das Versprechen einlösen zu können. Heutzutage gibt es online reichlich Instrumente wie Foren, Wikis oder Chats, mit denen die Anstrengungen von freiwilligen AktivistInnen koordiniert und auf ganz verschiedenen Ebenen soziale Dynamiken in Gang gesetzt werden können. Der Punkt der Abmachung verweist schließlich darauf, dass man bestimmte Bedingungen akzeptieren muss, wenn man Teil eines kollektiven Handlungsrahmens werden will. Nur wenn diese drei Punkte breiten Zuspruch finden – das Versprechen also ausreichend attraktiv ist, die benötigten Mittel zur Verfügung stehen und die Abmachung keinen zu hohen Preis verlangt –, kann tatsächlich eine Kooperation stattfinden. Mit der Zeit kann es bei jedem der drei Aspekte zu Veränderungen kommen, wodurch Schwärme wachsen, ihre Richtung ändern oder auch auseinanderbrechen können. Damit solche Schwärme keine bloß zufälligen und kurzlebigen Angelegenheiten bleiben, bedarf es eines vierten Elements, nämlich eines gemeinsamen Horizonts, der «den örtlich verstreuten Mitgliedern eines Netzwerks einen Referenzrahmen und ein Vorstellungssystem zur Verfügung stellt, der die gegenseitige Anerkennung erst möglich macht».<sup>57</sup> Auf der Grundlage dieses gemeinsamen Horizonts können wir auch die verschiedenen Schwärme politisch einordnen. Obwohl alle Schwärme in gewisser Weise

<sup>55</sup> Falkvinge, Rik: Swarmwise: What is a Swarm?, 8.1.2011, unter: <http://falkvinge.net>. <sup>56</sup> Shirky: Here Comes Everybody. <sup>57</sup> Holmes, Brian: Swarmachine, in: Continental Drift Blog, 21.6.2007, unter: <http://brianholmes.wordpress.com/2007/07/21/swarmachine>.

auf praktische Solidarität angewiesen sind, heißt dies noch lange nicht, dass Schwärme immer gesellschaftlich nützliche Ziele verfolgen. Ich werde auf diesen Punkt später noch einmal zurückkommen.

### Schwache Netzwerke

Aus quantitativer Sicht sind schwache Netzwerke – Gruppen, die von lockerer und nur eingeschränkter sozialer Interaktion zusammengehalten werden – die wichtigste der hier vorgestellten neuen Formen der Kooperation. Häufig entstehen sie durch sogenannte Social-Web- oder Web-2.0-Technologien. Leider sind diese Bezeichnungen etwas unglücklich gewählt, weil das Zentrale nicht die Technologien sind, sondern die gesellschaftlichen Formationen und Kulturen, die sich durch ihre Nutzung herausgebildet haben. Aufgrund ihrer enormen Popularität haben schwache Netzwerke einen neuen Standard für die moderne (zwischen-)menschliche Kommunikation und einen neuen «Common Sense» in Bezug auf soziale Interaktionen geschaffen. Sie stehen für die «neue Normalität». Die Gesamtsumme der NutzerInnen und ihrer Aktivitäten wird inzwischen in Milliarden gemessen. Facebook gab bereits im Oktober 2012 bekannt, die Marke von einer Milliarde aktiver NutzerInnen geknackt zu haben.<sup>58</sup> Am Ende des Jahres 2012 waren zwischen einem Drittel und mehr als der Hälfte aller BewohnerInnen der westlichen Industriestaaten, aber auch vieler Entwicklungs- und Schwellenländer regelmäßige NutzerInnen sozialer Netzwerke. Eine große Zahl von ihnen hat angegeben, diese Netzwerke nicht nur für den Austausch von Informationen zu nutzen, die ihre Person und ihr Umfeld betreffen, sondern sich hier auch

über «politische Fragen» auszutauschen. Soziale Netzwerke sind damit sowohl ein Mittel, um das persönliche Leben zu organisieren, als auch ein Mittel, um sich mit der Welt auseinanderzusetzen und sie durch diese veränderte Art der persönlichen Erfahrungen neu zu gestalten.<sup>59</sup>

Trotz der Größe dieser Netzwerke und der bedeutenden finanziellen Ressourcen sowie des erheblichen Einflusses der Unternehmen, denen die entsprechende Netzwerkinfrastruktur gehört, bezeichne ich sie als «schwache Netzwerke», um zwei Aspekte hervorzuheben. Erstens zeichnen sich diese Plattformen dadurch aus, dass sie eine große Anzahl von sporadischen und beschränkten Interaktionen anbahnen und aufrechterhalten. Sie erzeugen das, was Marc Granovetter vor 40 Jahren als «schwache Bindungen» bezeichnet hat.<sup>60</sup> Die meisten Menschen würden sicherlich zustimmen, dass eine Facebook-Freundschaft im Vergleich zu einer traditionellen engen Freundschaft eher von geringer Bedeutung ist. Allerdings heißt das nicht, dass ein enger Freund oder eine enge Freundin nicht auch eine Facebook-Freundschaft sein kann, aber enge Freundschaften entstehen eher außerhalb von Facebook, und das Medium ist nur ein kleiner Bestandteil einer solchen Beziehung. «Schwach» in diesem Sinne bedeutet aber nicht, dass diese Beziehungen folgenlos sind. Ganz im Gegenteil: Granovetter zeigte in seinem für die Netzwerksoziologie grundlegenden Aufsatz, dass gerade

<sup>58</sup> Vgl. <http://newsroom.fb.com/News/457/One-Billion-People-on-Facebook>. <sup>59</sup> Vgl. [www.pewglobal.org/2012/12/12/social-networking-popular-across-globe](http://www.pewglobal.org/2012/12/12/social-networking-popular-across-globe). <sup>60</sup> Vgl. Granovetter, Marc: The Strength of Weak Ties, in: The American Journal of Sociology, 78 (6), 1973, S. 1360–1380. Seine grundlegende Definition von der Stärke einer Bindung lautet: eine «Kombination aus der Menge an Zeit, Intensität, Intimität (gegenseitiges Vertrauen) und wechselseitigen Diensten» (S. 1361).

die über «schwache Bindungen» ausgetauschten Informationen für die Menschen wichtig sind, weil sie ihnen dabei helfen, sich in der Gesellschaft zurechtzufinden. Der Grund: Menschen mit starken Bindungen teilen nämlich vor allem viel und umfassendes Wissen über einige (wenige) ihnen sehr gut bekannte Teilaspekte des Lebens. Darum gibt es wenig neue Informationen, die sie miteinander austauschen können. Ob nun zum Guten oder zum Schlechten: Aus starken Bindungen erwachsen in der Regel eng miteinander verbundene und auf Dauer angelegte Gruppen. Ein Mensch kann aber meist nur eine sehr kleine Anzahl von starken Bindungen eingehen und aufrechterhalten, daher sind solche Gruppen meist auch eher klein. Schwache Bindungen hingegen lassen viel Raum selbst für größere Differenzen, da es hier qua Definition ja gerade nicht darum geht, immer einer Meinung zu sein oder tiefgründiges Wissen miteinander zu teilen. Somit können über solche Verbindungen sehr viele neue Informationen weitergeleitet werden, und zwar genau deswegen, weil die Differenzen zwischen den Beteiligten nicht ins Gewicht fallen und eine Person eine sehr große Anzahl von schwachen Bindungen unterhalten kann.

Eine der wichtigsten Funktionen von schwachen Bindungen ist es, verschiedene Gruppen, die sich aus Gleichgesinnten zusammensetzen, miteinander zu verbinden, was einen Informationsfluss über größere soziale Zusammenhänge hinweg gewährleistet. Sie lassen neue «kleine Welten» entstehen, weil sie die strukturellen Bedingungen für einen effizienten Austausch von Informationen über große soziale Distanzen hinweg ermöglichen. Die berühmte Idee, wonach

jeder Mensch über höchstens sechs weitere Menschen mit jedem anderen verbunden ist, die zuerst in der Kurzgeschichte «Chain Links» (1929) des ungarischen Dichters Frigyes Karinthy auftauchte und 1967 von Stanley Milgram erstmals empirisch getestet wurde, illustriert dies sehr deutlich.<sup>61</sup> Aus der Perspektive der Netzwerkarchitektur ist es so, dass zwei Personen durchschnittlich über sechs andere Personen miteinander verbunden werden können. Diese Zahl ist recht klein und bereitet denjenigen, die sich mit Epidemiologien beschäftigen, zum Teil erhebliche Kopfschmerzen. In der Alltagserfahrung jedoch ist bereits der Freund eines Freundes eines Freundes (zweiter Grad der Trennung) ein völlig Fremder. Diese Zahl ist selbstverständlich kein feststehendes natürliches Phänomen, sondern eine Funktion der Netzwerktopologie. Daher ist es kaum überraschend, dass diese Zahl in sehr dichten Netzwerken mit steigender Konnektivität sinkt. Facebook verkündete Ende 2011, dass «mit dem jahrelangen Wachstum des Netzwerks, das mittlerweile einen immer größeren Teil der weltweiten Bevölkerung repräsentiert, die Zahl der Verbindungen zwischen den Nutzern immer weiter zunimmt. 2008 betrug die Zahl der Verbindungsschritte, die durchschnittlich nötig waren, um eine Person mit einer anderen zu verbinden, 5,28, während sie heute bereits bei 4,74 liegt».<sup>62</sup> Der «Preis» dafür ist, dass sich die gesellschaftliche Bedeutung dessen, was als «Freundschaft» zählt, verändert hat, sodass ein Facebook-Freund eines Facebook-Freundes heute im norma-

<sup>61</sup> Milgram, Stanley: The Small World Problem, in: Psychology Today, Mai 1967, S. 60–67. <sup>62</sup> Vgl. [www.facebook.com/notes/facebook-data-team/anatomy-of-facebook/10150388519243859](http://www.facebook.com/notes/facebook-data-team/anatomy-of-facebook/10150388519243859).

len Leben meist eine fremde Person ist. Allerdings macht gerade dieses Gefühl einer Verbindung zu Menschen, die eigentlich Fremde sind, Facebook aus, und genau dies führt dazu, dass sich schwache Netzwerke ausbreiten können und dass es den Menschen möglich ist, die Welt auf ganz unterschiedliche Weise wahrzunehmen und zu erfahren.

Was an Granovetters Erkenntnissen über schwache Bindungen faszinierte, war, dass diese für das in der sozialwissenschaftlichen Theorie irritierende Problem der Beziehung zwischen Handlungen auf der Mikroebene und Ereignissen auf der Makroebene eine Lösung boten. Schwache Bindungen, so seine These, erlauben die Zirkulation von Informationen in der Gesamtgesellschaft und ermöglichen so eine gewisse informelle Koordination auf der Makroebene.<sup>63</sup> Dies hat nicht unbedingt etwas mit digitalen Netzwerken zu tun, aber zweifelsohne ist es mit den neuen Netzwerktechnologien viel einfacher geworden, eine große Zahl von schwachen Bindungen ohne großen Aufwand einzugehen und aufrechtzuerhalten. Die Pflege von umfassenden Netzwerken war früher – allein aufgrund der dafür benötigten Infrastruktur – ein kostspieliges Privileg der Eliten und vollzog sich auf internationalen Tagungen und Konferenzen, mittels Clubmitgliedschaften und speziell für diesen Zweck eingestelltem Personal. In quantitativer Hinsicht hat hier eine Demokratisierung stattgefunden. Heute benötigt niemand mehr eine persönliche Sekretärin, um sich an die Geburtstage von 500 Personen zu erinnern. Dadurch sind viele kleine Welten entstanden (große, aber dicht miteinander verbundene Cluster), ist die Welt als Ganzes viel kleiner geworden, was auch Auswirkungen darauf hat, wie sich Inter-

aktionen auf der Mikroebene auf die Makroebene auswirken und umgekehrt.

Zugleich kommt es einem aber so vor, als rückten diese «kleinen Welten» wieder stärker voneinander ab, und zwar durch die sogenannte Filter- oder Informationsblase.<sup>64</sup> Damit ist ein Effekt, der von neuen Algorithmen herrührt, gemeint. Diese versuchen, Informationsflüsse zu personalisieren, indem sie über bestimmte Kanäle laufende Informationen eine höhere Priorität einräumen. Im Prinzip favorisieren sie Informationen aus starken Bindungen gegenüber solchen aus schwachen Bindungen, weil starke Bindungen ein Hinweis auf eine größere Relevanz sind. In der Praxis jedoch zeigt sich immer mehr, dass kommerzielle Formen der Kommunikation gegenüber nichtkommerziellen privilegiert werden. Zunehmend werden kommerzielle Nachrichten (*promoted posts*, wie sie auf Facebook genannt werden) von den Filteralgorithmen bevorzugt durchgelassen.<sup>65</sup> Dies wäre ein Hinweis darauf, dass schwache Netzwerke die soziale Sphäre zugleich festigen und zersetzen und damit eine hochgradig integrierte, aber extrem nichtlineare soziale Geographie erschaffen.

Das Aufkommen dieser neuen Filteralgorithmen verweist darüber hinaus auf den zweiten Grund, warum es sinnvoll sein kann, über soziale Netzwerke als schwache Netzwerke zu sprechen. Die NutzerInnen verfügen nur über eine sehr beschränkte Kontrolle über die Mittel zum

<sup>63</sup> Diese Idee wurde später von Bruno Latour aufgegriffen. Er behauptete, dass es nur die Mikroebene gibt und dass all das, was vermeintlich auf der Makroebene passiert, in Wirklichkeit nur eine sehr lange Kette von Mikrotransaktionen ist. <sup>64</sup> Vgl. Pariser, Eli: *The Filter Bubble: What the Internet Is Hiding from You*, New York 2011. <sup>65</sup> Vgl. Johnston, Casey: *Is Facebook «broken on purpose» to sell promoted posts?*, in: *arstechnica.com*, 5.11.2013. Bilton, Nick: *Facebook News Feed Draws More Criticism*, 5.3.2013, unter: [bits.blogs.nytimes.com](http://bits.blogs.nytimes.com).

Aufbau ihrer persönlichen Netzwerke und damit auch über die Art der sozialen Bindungen, die sie eingehen können. Obwohl nicht vorhersehbar ist, welche soziale Dynamik mit einem bestimmten Tool ausgelöst wird, können Tools und ihre oft subtile Konstruktion eine wichtige Rolle spielen. Dies gilt insbesondere für diejenigen Instrumente, die derzeit für die Herstellung und Pflege von schwachen Netzwerken angewendet werden und die ihre Entstehung einem doppelten Zweck verdanken. Zum einen sollen NutzerInnen dazu gebracht werden, Informationen mit anderen zu teilen. Um erfolgreich zu sein, müssen diese Tools etwas anbieten, das für die Menschen wirklich nützlich ist. Den Menschen wird die Herstellung von schwachen Bindungen nicht mit Tricks aufgedrängt. Sie würden diese nicht eingehen, wenn sie daraus keinen Nutzen ziehen könnten. Der Austausch von Informationen sowie die Möglichkeit, sich ein großes soziales Netzwerk aufzubauen, sind für die meisten Menschen von großem Wert. Zum anderen wurden diese Tools jedoch auch – man könnte sogar sagen vor allem – geschaffen, um einen Profit für die Investoren abzuwerfen, die ihre Entwicklung finanziert und von Anfang an beeinflusst haben. Auf diese Weise wird mit diesen Tools die Transformation von einem sozialen Wert (geschaffen von den NutzerInnen) in einen kommerziellen Wert (geschaffen von den Eigentümern dieser Plattformen zu ihren Gunsten) ermöglicht.

Im Grunde genommen existiert in den allermeisten digitalen sozialen Netzwerken eine Spannung zwischen dem horizontalen Austausch der NutzerInnen, der über schwache Bindungen läuft, und der vertikalen Architektur der Plattformen. Die-

ses technologisch-strukturelle Element muss nicht unbedingt problematisch sein. Es könnte einfach als weiteres typisches Beispiel für den Aufbau von Netzwerkarchitekturen betrachtet werden, bei der die Dezentralisierung auf einer Ebene oft von einer Zentralisierung auf einer anderen Ebene begleitet wird, was Diskussionen darüber, ob «das Internet» eine zentralisierte oder eine dezentralisierte Technologie ist, sinnlos erscheinen lässt. Wikipedia ist ein Beispiel für ein produktives Zusammenspiel zwischen dezentralisierten Elementen (die Bearbeitung einzelner Artikel, Artikel in verschiedenen Sprachen etc.) und zentralisierten Elementen (die Server-Infrastruktur, die Stiftung). Allerdings lässt sich Wikipedia eher als Commons beschreiben, wobei die ZuträgerInnen über ein hohes Maß an Kontrolle über den institutionellen Rahmen ihrer Zusammenarbeit verfügen, der allein dem Zweck dient, ihre Anstrengungen zu unterstützen.

Dagegen erwächst die Spannung in den meisten schwachen Netzwerken aus der vorsätzlichen Kongruenz zweier Gestaltungsprinzipien (einer horizontalen für die NutzerInnen, einer vertikalen für die EigentümerInnen der Infrastruktur) und zweier Wertesysteme (sozialer Wert für die NutzerInnen, kommerzieller Wert für die EigentümerInnen). In den ersten fünf Jahren, nachdem die meisten dieser Plattformen gegründet worden waren, also etwa zwischen 2005 und 2010, war diese Spannung noch kaum spürbar, weil der soziale Aspekt weit wichtiger war als der kommerzielle. Während dieser Zeit lag das Hauptziel dieser Plattformen in der Gewinnung neuer NutzerInnen. Die Geschäftsmodelle steckten noch in den Kinderschuhen. Die allermeisten dieser Dienste machten damals

noch keine Gewinne, und die Investoren waren bereit, auf kurzfristige Profite zu verzichten, weil sie eher auf langfristige Einnahmen setzten. Mittlerweile hat sich das geändert, weil ein Großteil dieser Plattformen entweder von börsennotierten Unternehmen aufgekauft wurde oder selbst zu einem börsennotierten Unternehmen geworden ist. Dadurch ist die Spannung viel sichtbarer geworden. Gegen Ende des Jahres 2012 kündigte Facebook beispielsweise an, sich selbst eine uneingeschränkte Lizenz auszustellen, um die von den NutzerInnen der Facebook-Tochterseite Instagram (einer Seite zum Hochladen von Fotos) generierten Inhalte zu vermarkten. Die Absicht, aus der Aneignung von Material, das nur seines sozialen Werts wegen hergestellt worden war, Profit zu schlagen, war so eindeutig, dass die NutzerInnen dieses Dienstes fast augenblicklich revoltierten. Zur Vermeidung eines PR-Desasters wurden die Änderungen an den Nutzungsbedingungen umgehend wieder rückgängig gemacht. Dennoch wurde unmissverständlich klargestellt, dass der Dienst «mit einer unternehmerischen Zielsetzung geschaffen wurde. Werbung ist dabei einer der vielen Wege zu einem sich selbst tragenden Geschäftsmodell, aber sicherlich nicht der einzige».<sup>66</sup> Ob dies nun eine Entschuldigung oder eher eine Drohung darstellt, ist nicht der entscheidende Punkt. Wichtiger ist die klare Aussage: Was für manche soziale Interaktion ist, ist für andere ein Geschäftsmodell.

Um diese Spannung einzufangen, hat Tiziana Terranova den Begriff der «kostenlosen Arbeit» geprägt, der sich in dem Moment zeige, in dem «der kenntnisreiche Konsum von Kultur in produktive Aktivitäten überführt wird, die freu-

dig begrüßt und zugleich oftmals auch schamlos ausgebeutet werden».<sup>67</sup> Im Gegensatz zu Phänomenen wie dem Crowdsourcing – wo eine große Anzahl Selbstständiger dazu gebracht wird, gegeneinander um kurzfristige Aufträge und Arbeit zu konkurrieren – lässt sich die Verwandlung von Wert innerhalb und durch soziale Netzwerke nur schwer mit klassischen Ausbeutungsmodellen der Arbeitstheorie fassen.<sup>68</sup> Hier entstehen keine neuen Sweatshops, sondern vielmehr neue Felder, die eine Art Miete abwerfen. Wie Steffen Boehm erklärt:

«Da sie die Seiten der sozialen Netzwerke kontrollieren, können Unternehmen wie Facebook für den Zugang eine Art Miete oder Nutzungsgebühr verlangen. Dies ist keine direkte Gebühr [...], denn schließlich ist die Nutzung von Facebook kostenlos. Stattdessen wird diese in der Form eines Zehnten eingezogen [...], denn während NutzerInnen (kostenlos) auf Facebook konsumieren, arbeiten sie gleichzeitig kostenlos für Facebook, indem sie sich selbst und ihre Freunde in ein Publikum verwandeln und Daten produzieren, die Facebook dann als Ware verkaufen kann. [...] Facebook schlägt nicht allein aus der Organisation der bezahlten Arbeit seiner wenigen Angestellten Profit [...], sondern zieht auch Gewinn aus den

<sup>66</sup> Vgl. <http://blog.instagram.com/post/38252135408/thank-you-and-were-listening> <sup>67</sup> Vgl. Terranova, Tiziana: Free Labor: Producing Culture for the Digital Economy, 20.6. 2003, unter: <http://www.electronicbookreview.com>. <sup>68</sup> Christian Fuchs, der der klassischen marxistischen Argumentation folgt, behauptet beispielsweise, die Ausbeutungsrate sei «unendlich», da die Arbeitskosten gleich null sind (NutzerInnen werden für die Generierung von Daten nicht bezahlt) und ein Mehrwert (Profit) erwirtschaftet wird. Technisch mag dies stimmen (marxistisch wird die Ausbeutungsrate als Funktion aus Arbeitskosten und Mehrwert berechnet). Allerdings ist die «Unendlichkeit» dann nicht Ergebnis unbegrenzter Ausbeutung, sondern Ergebnis der Unangemessenheit der Formel. Vgl. Fuchs, Christian: Class and exploitation on the Internet, in: Scholz, Trebor (Hrsg.): The Internet as Playground and Factory, New York 2013, S. 211–224.

Commons, die durch die kostenlose Arbeit seiner NutzerInnen entstehen.»<sup>69</sup>

Aber es bleibt nicht bei dieser Art von Ausbeutung sozialer Prozesse. Zunehmend lässt sich auch eine direkte Miete erzielen. Nach David Harvey ist dies deswegen möglich,

«weil bestimmte gesellschaftliche Akteure aufgrund ihres exklusiven Kontrolle über einige direkt oder indirekt handelbare Güter, die in einigen entscheidenden Aspekten einzigartig und nicht duplizierbar sind, über einen längeren Zeitraum erhebliche Einkommensströme generieren können».<sup>70</sup>

Im Fall von Facebook und anderen sind diese «handelbaren Artikel» die schwachen Bindungen. Die zuvor genannte Tendenz zu *promoted posts* zeigt vielleicht am deutlichsten, wie hier eine direkte Miete erzielt werden soll. Diese Strategie hat gewisse Ähnlichkeit mit der des Eigentümers einer Brücke, der eine Mautstation einrichtet, um Geld

für die Überquerung der Brücke zu verlangen. Die Liste der Bemühungen, Gewinne zu erwirtschaften, ist schier endlos, und ist ebenso eine Reaktion auf die Forderungen der Investoren, die Renditen erzielen wollen, entweder direkt oder über steigende Aktienkurse. Es bleibt abzuwarten, ob diese Spannung das Ende der sozialen Netzwerke einläuten wird – durch Implosion, weil die NutzerInnen sich durch die Kommerzialisierung ihrer sozialen Räume entfremdet fühlen – oder ob dies zu einer noch tieferen und nachhaltigeren Durchdringung der gesellschaftlichen Sphäre durch die kommerzielle Logik führen wird. Vorerst helfen diese Netzwerke jedoch dabei, wenn auch auf eine beschränkte und eventuell deformierte Weise, die Werte und Erfahrungen von Kooperation und Teilen in einer Gesellschaft zu verankern, die ansonsten von Wettbewerb und der Atomisierung auf den Märkten gekennzeichnet ist.

## EINE KULTUR DER SOLIDARITÄT

Aus diesen neuen sozialen und gesellschaftlichen Formen, die ich hier als Idealtypen beschrieben habe, die in der Realität aber in einer schier unendlichen Vielfalt vorkommen (bezogen auf die Form, die Größe und die Ausrichtung), erwächst eine Art gemeinsamer Kultur: eine Kultur der Autonomie und Solidarität. Autonomie lässt sich verstehen

«als die Fähigkeit eines sozialen Akteurs, zum Subjekt zu werden, und zwar durch die Definition des eigenen Handelns über Projekte, die unabhängig von den gesellschaftlichen Institutionen sind und stattdessen auf den eigen

nen Werten und Interessen des sozialen Akteurs basieren».<sup>71</sup>

Wie wir gesehen haben, sind in der heutigen Zeit die gesellschaftlichen Akteure, die neue Räume für Autonomie schaffen, kollektive Akteure oder genauer gesagt Verknüpfungen schaffende Akteure, die die Kapazitäten von digitalen Netzwerken nutzen, um Menschen horizontal miteinander zu verbinden. Aus einer soziolo-

<sup>69</sup> Boehm, Steffen: The Value of Marx: Free Labour, Rent and «Primitive» Accumulation in Facebook, Arbeitspapier, University of Essex, Mai 2012. <sup>70</sup> Harvey, David: The Art of Rent, in: Socialist Register, Bd. 38, 2002, S. 94. <sup>71</sup> Castells, Manuel: Networks of Outrage and Hope: Social Movements in the Internet Age, Cambridge 2012, S. 230.

gischen Perspektive betrachtet handelt, es sich dabei um Akteure, die meist gut gebildet, häufig jung und im Umgang mit digitalen Medien geübt sind. Zugleich stehen sie den etablierten Institutionen, denen eine immer umfassendere Legitimationskrise droht, eher feindselig gegenüber.

Digitale Netzwerke sind ein wesentliches Element des derzeitigen Prozesses der Rekonstitution von Autonomie und Solidarität, obwohl ihre empirische Präsenz und Bedeutung von Fall zu Fall variiert. Es ist daher kein Zufall, dass viele der Werte, die man in den digitalen Technologien wiederfindet, in dieser neuen Kultur eine prominente Rolle spielen. Dies trägt zu einer Wiederbelebung von autonomen Ansätzen bei. Die Beziehung zwischen der Netzwerktechnologie und autonomen Bewegungen ist komplex. Viele der (nordamerikanischen) Pioniere dieser Technologien waren stark von den dezidiert nichttechnologischen Erfahrungen der amerikanischen Gegenkultur der 1960er Jahre beeinflusst und entwickelten technische Systeme als eine Möglichkeit, diese Werte voranzutreiben.<sup>72</sup> Heute ist die Praxis digitaler Netzwerke ein Kernelement ihrer Neuausrichtung. Das Ergebnis ist allerdings nicht eine virtuelle, sondern eine hybride Kultur, in der die Erfahrungen mit der digitalen Kommunikation auf alle möglichen gesellschaftlichen Institutionen und Praktiken übertragen werden, einschließlich der Neuordnung des physischen Raums. Angedrieben werden diese Entwicklungen durch die sich stetig wandelnden Bedürfnissen der gesellschaftlichen Akteure.

Charakteristisch für die autonome Kultur der Solidarität sind zentrale Werte, die in den verschiedensten Umgebungen wirksam sind, auch wenn sich die hier

formulierten Forderungen und Themen im Einzelfall widersprechen mögen. Manuel Castells beschrieb diese Werte als «Vertrauen, Toleranz und soziales Miteinander».<sup>73</sup> Es erscheint sinnvoll, sie noch weiter auszudifferenzieren in Teilen, Kooperation, Individualität, Partizipation und Diversität. Beginnen wir die Betrachtung mit dem letzten dieser Werte. In Netzwerken kommt Diversität sowohl auf der Mikro- als auch auf der Makroebene zum Ausdruck. Auf der Mikroebene geht es um die Identität einer einzelnen Person. Über die Praxis des Vernetzens kann eine Person gleichzeitig in verschiedenen sozialen Kontexten präsent sein und ihrer eigenen Persönlichkeit Ausdruck verleihen durch die einzigartige Verbindung dieser im eigenen Leben verankerten Bereiche. Jeder dieser Kontexte ist partiell, und keiner umfasst die Person vollständig und als Ganzes. Deswegen wird die Identität einer Person weniger als eine essentialistische Individualität zum Ausdruck gebracht, sondern vielmehr als eine relationale Singularität.<sup>74</sup> Dies eröffnet eine größere Vielfalt von Rollen und Identitäten, aber zugleich auch ein größeres Maß an Freiheit und Flexibilität, was die verschiedenen Ausprägungen angeht. Dies hat jedoch weder, wie in ersten Theorien zum Internet angenommen wurde, zu multiplen Persönlichkeitsstörungen noch zu einem freien Spiel verschiedener Identitäten geführt.<sup>75</sup> Stattdessen haben wir es heute mit Patchwork-Identitäten zu tun, deren Bestandteile sich unterschiedlichen Rhythmen anpassen können, die den immer weniger standar-

<sup>72</sup> Vgl. Turner, Fred: *From Counterculture to Cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism*, Chicago 2006. <sup>73</sup> Vgl. Castells: *Networks of Outrage*, S. 230. <sup>74</sup> Vgl. Raunig, Gerald; *Fabriken des Wissens*, Zürich 2012. <sup>75</sup> Vgl. Turkle, Sherry: *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internets*, Reinbeck 1998.

disierten Lebensläufen der Menschen entsprechen. Diese Mannigfaltigkeit auf der individuellen Ebene erweitert die Kapazitäten für mehr Diversität in den kollektiven und sozialen Bewegungen auf der Makroebene. Die neuen sozialen Formen sind nicht Ausdruck in sich geschlossener Lebensprojekte, viel eher sind sie Handlungsoptionen in einer Welt mit variierendem Horizont. Sie benötigen daher keine umfassenden Ideologien und Verbindlichkeiten, sondern erfordern ein pragmatisches Experimentieren bei der Suche und Entwicklung von Handlungsperspektiven in bestimmten Situationen und der Berücksichtigung der Sehnsüchte, die all dies vorantreiben.

Die aktive Förderung von Diversität dient dem Wunsch, zum einen die Isolation zu überwinden und zum anderen das Soziale neu zu begründen. Darüber hinaus ist sie eine Strategie, um das Feld für Experimente und gegenseitiges Lernen zu erweitern und damit die Grenzen einer überholten kulturellen Landschaft zu durchbrechen. Die größere Vielfalt in diesen neuen Formen von Solidarität wird durch die erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten der digitalen Netzwerke, die sich selbst koordinieren, möglich. Es gibt kaum Gründe, Äußerungen zu beschränken. Kommunikation kann ungehindert auf einer Vielzahl von Plattformen, Medien und in verschiedenen Umgebungen stattfinden. Die technischen und sozialen Möglichkeiten zum Suchen, Filtern und Auswählen von Informationen aus all diesen Quellen erlauben es den kollektiven Akteuren, nur das aufzunehmen, was für ihre jeweilige Gruppe relevant ist, und den Rest zu ignorieren, ohne diese Informationen jedoch zu unterdrücken, sodass man gegebenenfalls zu einem späteren Zeit-

punkt auf sie zurückgreifen kann. So gibt es zum Beispiel eine unbekannte oder gar unbestimmbare Anzahl von Twitter-Accounts für die vielen Schwärme, aus denen Anonymous besteht. Viele davon, so scheint es, werden von Jugendlichen ohne tatsächlichen Bezug zu Anonymous oder von Leuten betrieben, die einfach nach Aufmerksamkeit suchen, indem sie beispielsweise solch abstruse Behauptungen verbreiten wie die, man wolle Facebook zu Fall bringen. Während die großen Medien solche Dinge gern aufgreifen und verbreiten, erzielen derartige Aufrufe keinerlei Wirkung unter denjenigen, die sich tatsächlich daran beteiligen könnten. Allerdings tut das dem Ansehen oder der Handlungsfähigkeit anderer Anonymous-Schwärme keinen Abbruch, weil erst nach der Veröffentlichung einer solchen Meldung diese dezentral gefiltert wird. Jede und jeder muss persönlich entscheiden, welche der vielen Accounts sie/er verfolgen will. Und dieser dezentralisierte Prozess entscheidet dann darüber, welcher davon an Bedeutung gewinnt und welcher nicht. Der gleiche Prozess findet bei der Entscheidung der NutzerInnen statt, ob und wie diese auf eine erhaltene Nachricht reagieren. Die Bedeutung eines Tweets hängt weder von der Person ab, von der er stammt, noch vom Inhalt der Nachricht, sondern liegt allein in der Reaktion, die er auszulösen vermag. Gerade dies macht es aber so schwierig, wenn nicht gar unmöglich, diese neuen Formen von traditionellen Führungsfiguren übernehmen zu lassen.

Bei den neuen Formen der Solidarität steht tatsächlich das Mitmachen und nicht die Repräsentation im Vordergrund. Das bedeutet nicht, dass es überhaupt keine Führung gäbe, aber der An-

spruch zur Führung erwächst aus der Fähigkeit, AbonnentInnen, MitstreiterInnen und ZuträgerInnen anzulocken, und löst sich auf, sobald man nicht mehr dazu in der Lage ist. Bei dieser Art der Führung geht es nicht länger um Repräsentation und die Einnahme einer zentralen Position, sondern um die Inspiration, autonom zu handeln, und die Förderung und Koordinierung solcher Aktivitäten.<sup>76</sup> Immer wieder ist die Führungslosigkeit in diesen neuen Formationen ein Thema. Hierarchische Befehlsstrukturen werden abgelehnt. Bevorzugt werden multiple, sich überlappende Strukturen, um eine horizontale Beteiligung zu ermöglichen. Die Strukturen sind auf die Erreichung von Teilzielen ausgelegt. Insgesamt herrscht eine flexible Form der Meritokratie, wobei das, was jeweils als «Leistung» angesehen wird, allerdings immer wieder neu verhandelt werden muss. Die Praxis der *progressive stacks* und die Vorstellungen von Verdienst und Leistung, die damit verbunden sind, sind beispielsweise ein Ergebnis solcher komplexer Aushandlungen.

Obwohl Partizipation und Kooperation zentrale Werte dieser solidarischen Kultur sind, ist das stark ausgeprägte Gefühl von Individualität oder Einzigartigkeit jedes Mitwirkenden ähnlich wichtig. Der Widerspruch zwischen Individualität und Kollektivität ist inzwischen zwar nicht vollständig (auf-)gelöst, aber zumindest ein weitaus geringeres Problem als noch im 20. Jahrhundert. Die digitale Vernetzung ermöglicht und verlangt womöglich sogar die Verknüpfung von Differenzen (wie bereits erwähnt), während sie die fast unendliche und automatische Reproduktion von Gleichem befördert. Durch neue Formen der Erkennbarkeit ist es leichter geworden, aus

der Masse hervorzutreten und zum Individuum zu werden und umgekehrt. Der Nachteil: Maßstäbe und Details verlieren an Bedeutung, weil das Hinein- und Hinauszoomen zum Standard geworden ist. Der Maßstab kann mittlerweile auf der Ebene von Details angepasst werden, abhängig vom jeweiligen Zweck, und dies nicht nur auf Karten. So wie wir ohne Probleme von der Gesamtansicht der Erde bis zur Straßenansicht herunterzoomen können, so ist es uns nun möglich, von der Lektüre eines Wikipedia-Artikels als einem einzelnen zusammenhängenden Text zu all den Änderungen und Ergänzungen, die zahllose Personen zu unterschiedlichen Zeitpunkten an diesem vorgenommen haben, zu wechseln. Gleiches gilt für die Beziehung zwischen dem Individuum und dem Kollektiv, die zunehmend als die entgegengesetzten Pole eines Kontinuums verstanden werden. Einzigartigkeit ist eine Vorbedingung, um in Netzwerken sichtbar zu werden. Teil eines größeren Netzwerks zu sein, ist wiederum eine Voraussetzung dafür, bestimmte Dimensionen der eigenen Persönlichkeit weiterentwickeln zu können. Das Bestehen auf Privatsphäre ist in diesem Kontext keine erfolgsversprechende Strategie zum Schutz der eigenen Individualität mehr und birgt die Gefahr, eine Person unsichtbar zu machen und zu (negativer) Selbstselektion und Selbstaussgrenzung beizutragen.

Die neue gegenseitige Interdependenz von Einzigartigkeit und Kollektivität wird besonders sichtbar in Freie-Software-Projekten, in denen eine starke Kooperation (reagierende Kollektivität), eine intensive Statuskonkurrenz und sehr ausgeprägte Meinungen und Positio-

<sup>76</sup> Vgl. O'Neil, Mathieu: *Cyberchiefs: Autonomy and Authority in Online Tribes*, London 2009.

nen (die die Individualität bestätigen und differenzierte Positionen innerhalb des Netzwerks ermöglichen) parallel existieren und voneinander abhängen. Alldem liegt das Prinzip des Teilens zugrunde, was man vielleicht auch als den Meta-Wert dieser Kultur bezeichnen könnte. Teilen bedeutet das Zurverfügungstellen einer Ressource, ohne dafür sofort oder direkt etwas zurückzuerwarten. Das unterscheidet das Teilen sowohl vom Tausch auf dem Markt, wobei immer Tauschäquivalente gehandelt werden (z. B. ein Gebrauchsartikel gegen Geld), als auch von Geschenken, bei denen erwartet wird, dass sie zu einem späteren Zeitpunkt mit einem Geschenk von ähnlichem Wert erwidert werden, wie Marcel Mauss bekanntermaßen ausgeführt hat.<sup>77</sup> Dennoch ist Teilen kein karitativer oder altruistischer Akt wie das Spenden für einen guten Zweck, das einen nicht persönlich berührt, sondern ein Akt, bei dem der Vorteil indirekt ist. Anstatt Beziehungen zwischen einzelnen Akteuren herzustellen (das heißt zwischen natürlichen oder juristischen Personen), werden Beziehungen vermehrt über kollektive Formen (wie die vier weiter oben beschriebenen) vermittelt. Das Teilen

findet innerhalb dieser Formen und unter der Annahme statt, dass die Zuarbeit zum Kollektiv den eigenen sozialen Kontext erweitern wird und damit mehr Ressourcen für die Verfolgung der eigenen Ziele bereitstehen werden und diese zudem eine größere Bedeutung erhalten. Dem Teilen unterliegt somit eine gewisse Berechnung, aber diese ist nicht auf die individuelle Nutzenmaximierung auf Kosten anderer ausgerichtet. Als Wert drückt Teilen die Transformation der Beziehung zwischen Individuen und Kollektiven aus. Als Methode reduziert es die Transaktionskosten in einem Kontext, in dem die produktiven Kapazitäten hochgradig verteilt und flexibel in Projekte eingebunden sind, die leicht zustande kommen und sich auch leicht wieder auflösen lassen.<sup>78</sup> Somit stellt dies einen Weg zum Umgang mit dem eingangs beschriebenen Spannungsfeld zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und dem privaten Charakter der Aneignung der Profite dar. Denn der gesellschaftliche Charakter der Produktion kann so in den Mittelpunkt rücken, während die private Aneignung des Profits an den Rand des Systems gedrängt wird.

## UND WAS ERGIBT SICH DARAUS?

Die hier beschriebenen Phänomene sind marginal, obwohl sie in der Lage sind, Schwärme zu mobilisieren, die aus Hunderttausenden Menschen bestehen. Obwohl sich schwache Netzwerke zur neuen Norm der sozialen Kommunikation entwickeln, ist dies im Vergleich zu den tief verwurzelten Institutionen, die weiterhin einen erdrückenden Einfluss

auf unsere Gesellschaften ausüben, ein noch relativ oberflächliches und flüchtiges Phänomen. Die hier skizzierten neuen Institutionen stecken noch immer in

<sup>77</sup> Vgl. Mauss, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt a.M. 1990. <sup>78</sup> Vgl. Benkler, Yochai: Sharing Nicely: On Shareable Goods and the Emergence of Sharing as a Modality of Economic Production, in: Yale Law Journal, Bd. 114, 2004, S. 273–358.

den Kinderschuhen. Noch werden sie lediglich von einem relativ kleinen Teil der Bevölkerung, den globalisierten, jungen Menschen, getragen. Ist das hier also alles nur Wunschdenken? Ist es das Resultat einer besonderen Filterblase, die es schwer macht, die auf einmal sichtbar gewordenen Dinge im Verhältnis zu den jetzt unsichtbar gewordenen zu sehen?

Möglich wäre es, und die damit verbundenen radikalen Konsequenzen hängen letztlich von kollektiven Aktionen ab. Dennoch sind die hier beschriebenen Phänomene eines der wenigen hoffnungsvollen Zeichen inmitten einer tiefen Krise. Die dominanten Institutionen des Nationalstaats verlieren weiterhin an Legitimation, und dies in einem bislang unbekanntem Ausmaß. Innerhalb der EU erfahren viele Länder einen Zusammenbruch der Demokratie. Im März 2013 stand Bulgarien ohne Ministerpräsident dar, nachdem ein Volksaufstand gegen die verabschiedeten Sparmaßnahmen Bojko Borissow zum Rücktritt gezwungen hatte und es niemanden gab, der ihm als Interims-Ministerpräsident hätte nachfolgen können. Italien landete nach den Wahlen, die eigentlich nach einem Jahr unter einer nicht gewählten Technokratenregierung wieder eine legitime Regierung ins Amt bringen sollten, politisch in einer Sackgasse. Pepe Grillos Antipartei wurde zur stärksten politischen Kraft in vielen Regionen. Von Griechenland bis Irland haben gewählte Regierungen sozial äußerst destruktive Sparmaßnahmen umgesetzt, die nicht dem Willen der Bevölkerung entsprechen, sondern den Interessen des «Marktes», also den reicher Investoren, folgen. Im Juni 2013 erreichte die politische Legitimationskrise mit den Massenprotesten in der Türkei und in Brasilien auch solche

Länder, die während des letzten Jahrzehnts vor allem mit ihrer spektakulären wirtschaftlichen Entwicklung gegläntzt hatten.

Unter dem Druck der Krise können sich selbst solidarische Institutionen von ihrer hässlichen Seite zeigen, woran uns unter anderem Michael Hardt und Antonio Negri erinnern. Demnach gibt es «zahlreiche korrumpierte Commons, die die Sehnsucht nach Solidarität in Praxen des Ausschlusses, der Repression und der Ausbeutung umleiten».<sup>79</sup> Beispiele hierfür sind auf breiter Partizipation basierende Überwachungssysteme und die Hinwendung vieler lokaler Gemeinschaften und Kommunen zur Fremdenfeindlichkeit. In seiner extremsten Form erleben wir dies derzeit in Ungarn, diese Entwicklung zeigt sich aber in ganz Europa, wo rechtspopulistische Kräfte fast überall Aufwind erfahren. Darüber hinaus generieren die kommerziellen Infrastrukturen der schwachen Netzwerke zunehmend «big data», mit denen Konzerne und Staaten gleichermaßen gesellschaftliches Leben viel stärker als in der Vergangenheit überwachen, vorausberechnen und dadurch beeinflussen können.

Allerdings ist die Krise auch eine Chance, unsere Gesellschaften zu erneuern, sie inklusiver und vielfältiger zu gestalten und sowohl Formen der Autonomie als auch der Solidarität auszuweiten. Dafür werden noch viele Brücken zwischen den «Inseln der Hoffnung» gebraucht. Diese müssen von netzwerkbasierten Kulturen bis hin zu solchen reichen, die auf Quellen außerhalb der westlichen Tradition zurückgreifen können, um Werte von Community und Solidarität neu zu denken; von den neuen autonomen so-

<sup>79</sup> Vgl. Hardt, Michael/Negri, Antonio: *Common Wealth. Das Ende des Eigentums*, Frankfurt a.M. 2010.

zialen Institutionen bis hin zu denjenigen staatlichen Einrichtungen, die weiterhin zum Wohle der Bevölkerung arbeiten; von den gesellschaftlichen ProduzentInnen zu den Marktakteuren, die gemeinsame Ressourcen nutzen und einen Beitrag zu diesen leisten. An all diesen Orten finden enorme Innovationen statt, selbst in staatlichen Institutionen (insbesondere in Lateinamerika). Die Frage wird sein, wie die einzelnen Stränge zusam-

mengeführt werden können, damit sie sich gegenseitig verstärken und die Lücke gefüllt werden kann, die die auf dem Rückzug befindlichen Institutionen und die verblassende Kultur der Gutenberg-Galaxis hinterlassen haben.

Prof. Dr. Felix Stalder ist Dozent am Studienbereich Neue Medien an der Hochschule für Kunst und Gestaltung Zürich mit dem Schwerpunkt Medienökonomie.

## IMPRESSUM

ANALYSEN wird herausgegeben  
von der Rosa-Luxemburg-Stiftung  
V. i. S. d. P.: Martin Beck  
Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin  
[www.rosalux.de](http://www.rosalux.de)  
ISSN 2194-2951 · Redaktionsschluss: September 2014  
Layout/Herstellung: MediaService GmbH  
Druck und Kommunikation  
Lektorat: TEXT-ARBEIT, Berlin  
Gedruckt auf Circleoffset Premium White,  
100% Recycling

**«Digitale Netzwerke sind ein wesentliches Element des derzeitigen Prozesses der Rekonstitution von Autonomie und Solidarität, obwohl ihre empirische Präsenz und Bedeutung von Fall zu Fall variiert. Es ist daher kein Zufall, dass viele der Werte, die man in den digitalen Technologien wiederfindet, in dieser neuen Kultur eine prominente Rolle spielen.»**

FELIX STALDER

